This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
2551
W53U5
1843
SAL

M 3

Unterthänige Reden.

Druck von J. Fr. Heß.

Unterthänige Reden.

Vier Vorlesungen,

öffentlich gehalten zu Königsberg im Winter 1843,

oder:

Fortsetzung

der

„Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit."

Von

Ludwig Walesrode.

Zürich und Winterthur.
Verlag des literarischen Comptoirs.
1843.

Seinem Freunde

Georg Herwegh

gewidmet

vom

Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorrede IX

I. Eine wunderbare Novelle aus der neueſten Zeit . 1

II. Zur neueſten Geſchichte der Caricatur 35

III. Des Freiherrn von Münchhauſen neueſte Abenteuer (von ihm ſelbſt erzählt) 75

IV. Zur Leichenfeier des hingeſchiedenen erſten Jahrtauſends des deutſchen Reichs 113

Noten 146

Grundzüge zu einer Vorrede.

Voriges Jahr konnte ich in dem Vorworte zu meinen „Gloſſen und Randzeichnungen“ noch meinem Königsberger Cenſor eine Lobrede halten; warum mir's gegenwärtig nicht möglich geworden, bedarf wohl kaum einer Erklärung.

Der officielle Rückſchritt beeilt ſich in Deutſchland. Er hat in ſeiner Angſt vor der eindringlichen Gegenwart das Princip der Allmäligkeit aufgegeben.

Wie das Alter eines Baumes an den Ringen kenntlich, welche ſich jährlich um den Splint bilden,

so ist das Alter des gegenwärtig regierenden (nicht herrschenden) Princips an den eisernen Banden abzuzählen, welche jährlich um die germanische Eiche neu geschlagen werden.

Indeß vergessen die eifrigen Staatsschmiede, daß die gequälten Dryaden sich schon längst aus der tausendjährigen deutschen Eiche in einen frischen, luftig aufschießenden Maienbaum geflüchtet haben.

Schmiedet daher nur immer zu neue Fesseln um eure heilige Eiche; wenn ihr den letzten Lebenskeim mit euren Hämmern, Nägeln, Eisenbanden und andern Marterwerkzeugen in ihr getödtet habt, dann wird sie mit gewaltigem Krachen, das im ganzen deutschen Lande vernehmbar sein wird, über die Baumschänder zusammenstürzen. — Aber in dem jungen, frischen Maienbaume wird ein junges frisches Deutschland neu emporblühen.

Es ist ein Unterschied zwischen meinen vorjährigen Vorlesungen und meinen diesjährigen. Voriges

Jahr konnte die Satyre gegen den Status quo noch mit einiger Galanterie in die Schranken treten, wie ein spanischer Matador im Stiergefecht. Der Schaft des Pfeiles, welcher auf das Thier geschleudert werden mußte, war daher, wie bei diesem, mit einem zierlichen Blumenbouquet geschmückt.

Allein in diesem Jahre hat sich's zu deutlich hervorgestellt, daß der deutsche Status quo kein edler Stier, sondern ein Ochse ist, an dem alle galanten Blumen reine Verschwendung wären.

Es ist eine Art Metzgerarbeit, gegen den zähen deutschen Status-quo-Ochsen zu Felde zu ziehen, und man möchte sich wahrlich einen ritterlicheren Gegner wünschen; allein, wie Aerzte, dürfen auch die Schriftsteller, die am Krankenbette ihre Gegenwart machen, nicht ekel sein.

Der Boden, auf welchem diese Vorlesungen entstanden, machte es diesmal nothwendig, sie für das Lesepublikum mit Noten zum Verständnisse einiger

localen Beziehungen zu begleiten. Von Nutzen dürfte es vielleicht auch sein, daß durch diese Noten einige, unsere Königl. Preußische Gegenwart charakterisirende Facta vor zu raschem Antiquiren geschützt werden.

Da gegenwärtig auch die Könige unter die Literaten gegangen sind, indem sie nicht bloß dichten und reden, sondern ihre Dichtungen wie ihre Reden auch drucken lassen, so erklärt sich der demüthige Titel meines Buches wohl von selbst.

Leipzig den 7. Juli 1843.

Ludwig Walesrode.

I.

Eine wunderbare

Novelle aus der neueſten Zeit.

Es war einmal ein Kaiſer von Byzanz, welcher Juſtinian hieß. Dieſer verliebte ſich ſterblich in die Tochter des Bärenhüters Acacius, welche beim Stadttheater zu Konſtantinopel als Choriſtin angeſtellt war. Theodora, die ſowohl durch ihre Schönheit als durch ihre Philinenanmuth des Kaiſers Majeſtät zu feſſeln wußte, machte eine noch glänzendere Carrière, als in unſern Tagen die Gräfin Reichenbach; denn ſie wurde dem Kaiſer zur rechten Hand angetraut, und die damaligen Heſſen hätten es wohl bleiben laſſen ſollen, ihr die Fenſter einzuwerfen, wie ſolches der letztgenannten im Kaſſeler Aufſtande widerfuhr.

Der Kaiſer hatte ferner ſehr ausgezeichnete Baumeiſter, welche ihm die Sophienkirche in Konſtantinopel aufführten, und ſehr ſchlechte Miniſter, die mit dem ſchwankenden, religiöſen Gewiſſen ihres Herrn ſpielten, ihn zum Andächtler, zum theologiſchen Wortgrübler machten und zur Verfolgung Andersdenkender aufhetzten.

Der Miniſter Alexander, zubenannt „Pſalidion“ (die Scheere), wurde beſonders mit dem allgemeinſten Abſcheu der Nation gebrandmarkt. — Die Statthalter in den Provinzen waren Knechtsnaturen gegen den Herrn, das Volk aber achteten ſie für Nichts. — Unter der Regierung Juſtinians entſpannen ſich zu Byzanz heiße Kämpfe zwiſchen den grünen und blauen Parteien des Circus, welche zu blutigen Ketzergerichten führten. — Der Kaiſer hatte einen tapfern Haudegen, Beliſar benamſet, als Feldherrn angeſtellt. Dieſer ſchlug ſich in vielen langwierigen, grauſamen Schlachten mit Perſern, Slaven und Bulgaren herum, welche von allen Seiten in das Reich eingedrungen waren, und erfocht für Se. Kaiſerliche Majeſtät glänzende, wenn auch mit vielem Blute theuer erkaufte Siege. — Als nun die Feinde alle ſo geſchlagen waren, daß der Kaiſer ſie nicht mehr zu fürchten brauchte, wurde der alte, tapfere Beliſar mit Schimpf und Schande fortgejagt, nach einigen Nachrichten ſogar geblendet, und mußte jetzt auf den Landſtraßen ſein »Date obolum Belisario« betteln. — Der Kaiſer aber ſtarb am Ende ſeiner Tage, wurde hochſelig, und ſeine Hiſtoriographen nannten ihn den „Großen.“ —

Welch' ein reicher Stoff zu einer modernen Tendenznovelle! — Ein Kaiſer, der eine anmuthige Schauſpielerin auf den Thron erhebt, der große Dombauten auf-

führt; — Miniſter, die ihrem erlauchten Herrn fanatiſche Religionsedicte zuſoufflíren — einer derſelben führt ſogar den Beinamen „Scheere," alſo wahrſcheinlich Obercenſor des Staats. Knechtiſche Provinzverwalter; Kampf zwiſchen den Blauen und Grünen, zwiſchen dem Status quo, der das Berlinerblau als Farbe der Beſtändigkeit zu ſeinem Symbol gewählt, und der Partei des Fortſchrittes, welche ſich mit dem Grün der Hoffnung geſchmückt. Der tapfere Beliſar, der die eingedrungenen Barbaren mit Gott für Kaiſer und Vaterland zum Lande hinausjagt, und nach erfochtenem Siege als geblendeter Bettler umherzieht, und um einen elenden, kupfernen Obolus bettelt, kein Anderer, als der byzantiniſche Michel. Und dann die Hochſeligkeit und das Epitheton „Groß"! — O, es gibt nichts Neues unter der Sonne; ſogar die neueſte deutſche Geſchichte hat ſchon ſtattgefunden im ſechsten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung zu Byzanz, allwo jetzt erſt Se. Hoheit Abdel-Medſchid das preußiſche Exercierreglement einführt.

Wenn wir dennoch dieſen ſo reichhaltigen Stoff nicht als Novelle ausarbeiten, ſo liegt ſolches zum Theil daran, daß dieſer ſchon ſeine unerreichbaren Autoren gefunden an dem glänzenden Memoirenſchreiber Procop und dem ſtrengen Gibbon; die Geſchichte des deutſch-byzantiniſchen Michels — Beliſar hat der

liebenswürdige Marmontel bekanntlich in einen rühren-den Roman gefaßt. Zugleich aber dürfte reine Furcht jeden deutschen Schriftsteller abhalten, dergleichen Histo-rien überhaupt zu bearbeiten. — Wer weiß, ob nicht irgend ein deutsches Strafgesetzbuch einen Paragraphen enthält, daß über todte Kaiser, welche mit einem leben-den Fürstenhause verwandt sind, nichts Nachtheiliges geschrieben werden dürfe, bei mehrmonatlicher oder mehrjähriger Festungsstrafe und dem Verluste der Na-tionalkokarde? Wer anders ferner, als der Redacteur der Adelszeitung, weiß es, ob nicht Justinian ein ent-fernter Urvetter des durchlauchtigen Fürsten von Sig-maringen oder derer von Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein ist? Soll der deutsche Schriftsteller ein Opfer seiner genealogischen Unwissenheit werden, und sich nun noch gar die schüchternen, censurblöden Schreibefinger an alten Geschichten aus der alten Geschichte verbrennen?

Fingen wir dennoch eine Novelle, und zwar mit Justinian, an, so wollen wir damit erklären, daß diese an die Novellen erinnern sollte, welche der byzanti-nische Kaiser, der, wie die meisten modernen Kaiser, Könige und Fürsten, nach Schriftsteller-Ruhm geizte, im eigenen Verlage zu Konstantinopel herausgegeben. — Die geehrten Damen werden indeß vergebens in den Leihbibliotheken nach diesen Novellen fragen lassen. Der Bibliothekar wird ihnen stets antworten: „Sind

nicht zu Hause!“ wie wenn gegenwärtig nach „Thomas Thyrnau“ gefragt wird; aber in Wahrheit besitzt er solche gar nicht. Denn Justinian hat seine Novellen nicht, wie der König von Baiern seine Gedichte, oder wie der den deutschen Studenten wohlbekannte Fürst von Thorn seine gesammelten Trinksprüche, für Leihbibliotheken geschrieben, sondern lediglich zum Gebrauche für Auskultatoren und Referendarien, die in's Examen gehen. — Seine Novellen sind 168 der von ihm redigirten Sammlung des römischen Rechtes beigefügte neue Gesetze, welche, da sie gegenwärtig bereits mit dem verschönernden Roste von zwölf Jahrhunderten bedeckt sind, zum historischen Rechte gehören, und schon aus dem Grunde unserm neunzehnten Jahrhunderte um so ehrwürdiger erscheinen und es um so natürlicher verpflichten müssen, wie uns die weisen Meister der historischen Schule predigen.

Ein berühmter neuerer Rechtslehrer hat unserer Zeit den Beruf ganz und gar abgesprochen, eben solche gesetzliche Novellen zu schreiben, wie Kaiser Justinian seiner Zeit sich's herausgenommen. Allein als nichtsdestoweniger eine Commission niedergesetzt wurde, welche auch für die Gegenwart ihre Novellen abfassen sollte, war gerade dieser Rechtslehrer eines der eifrigsten Mitglieder, welches sich am meisten berufen fühlte, Gesetze, die an das Zeitalter Justinians erinnerten, zu

entwerfen und mit seiner Autorität zu unterstützen. — Dieser berühmte Professor des Rechts parodirte auf seine Weise die rührende Geschichte von dem treuen Pudel, die wir hier erzählen wollen.

Ein alter Junggeselle hatte einen treuen, sehr gut abgerichteten Pudel, welcher ihm jeden Mittag das Essen in einem Korbe aus der Restauration holte. Jahre lang hatte der Pudel dieses Amt mit der größten Pflichtstrenge verwaltet. Die inneren Versuchungen, welche durch den Speisenduft in ihm geweckt wurden, schlug er stets eben so heroisch zurück, wie er auf seinem schweren Wege den Anfechtungen anderer Hundscollegen zu trotzen wußte. Eines Tages jedoch, als mein Pudel um Mittagszeit mit seinem wohlgefüllten Speisekorbe im Maule über den Markt nach Hause trabte, lockte der pikante Cotelettgeruch eine ganze Meute Metzger- und in deren Gefolge noch andere Hunde herbei. Sie fielen über den Pudel her, welcher dem Angriffe nur eine schwache Vertheidigung entgegensetzen konnte; der Korb wurde ihm entrissen und der auf dem Boden zerstreut liegende appetitliche Inhalt von sämmtlichen großen und kleinen Hunden con amore verzehrt. — Der gute Pudel sah einige Zeit diesem traurigen Schauspiele mit melancholisch trübseliger Miene aus der Entfernung zu, endlich aber, als er fühlte, daß doch Alles unrettbar verloren sei, stürzte er sich unter die schmau-

senden Hunde und fraß für zwei mit! — Der erwähnte berühmte Rechtslehrer ist das thätigste Mitglied in der Gesetzcommission! —

Darf nun ein Gesetz überhaupt den Namen „Novelle“ sogar im modernsten Sinne des Worts beanspruchen, so ist es wohl besonders jenes, welches vor nicht gar langer Zeit im Schooße der genannten Commission entworfen und berathen wurde; eine Novelle, wie sie der bekannte Fürst von Quedlinburg nicht anmuthiger auf die Leipziger Ostermesse schicken kann; denn Liebe, Eifersucht, Haß, mit der dazu gehörigen dumpfen Kerkerluft und dem bekannten Kettengerassel, wissen darin die schaudernde Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln und zu steigern; wir meinen den Entwurf eines neuen Ehescheidungsgesetzes! — Ein geschickter Schauergeschichten-Scribent könnte jeden Paragraphen dieses Entwurfes zu einem lieblich grausenhaften Romankapitel mit Leichtigkeit umschreiben und beim großen Publikum der Leihbibliotheken, welches sich noch gemüthlich an „Laurette Pisana,“ „Erasmus Schleicher“ und dem „Blutigen Geist auf der rothen Burg“ erbaut, viel Furore machen. Wie Madame Birch-Pfeiffer den genannten Gesetzentwurf als Seitenstück zu ihrem „Hinko“ herrlich dramatisiren müßte, ist gar nicht zu sagen. Ja, sogar der selige Clauren hätte manchen Paragraphen für sein Vergißmeinnicht vortrefflich benutzen kön-

nen; es fehlte ihm weiter nichts, als gehörig viel silbernen Mondschein darüber auszugießen.

Gibt es wohl etwas romantisch Schauerlicheres, als eine Eheinquisition? Etwas Reizenderes, als einen Sühneversuch vor dem Consistorium? — Nimmt es nicht §. 20 des Entwurfs mit jedem berühmten englischen Romane auf., in welchem zwei zärtlich Liebende, die das Verhängniß oder bei uns das Gesetz gewaltsam auseinanderhält, zuletzt am gebrochenen Herzen sterben? — So viel Poesie ist in unserer Zeit! — Ja, die Jurisprudenz hat ihre alte Perrücke fortgeschleudert, und auf ihrem kahlen Haupte werden sich bald genial hervorsprießende Löckchen zeigen. Der schweinslederne Kaliban geht auf die Schmetterlingsjagd und pflückt sentimentale Veilchen an dem Rain des murmelnden Bächleins. — Die Liebe wie der Haß hatten sich bisher dem Gesetzgeber entzogen, der eine blöde Scheu vor dem Hausrechte des Herzens fühlte, der es verschmähte, eine unberufene Rolle mitzuspielen in dem geheimen Drama des Familienglücks und Familienjammers. — Fort mit dieser altmodischen Scheu! In einem gut policirten Staate müssen auch die Gefühle unter gesetzliche Controle gestellt werden. Kein Bürger und keine Bürgerin muß hassen oder lieben dürfen wider den Willen eines Oberlandesgerichts oder Consistoriums. Künftig sollen im Leben wie auf der Bühne nur „Mit

hoher obrigkeitlicher Bewilligung" „Romeo und Julie," „Othello" und ähnliche Stücke aufgeführt werden; und wer das hohe Lied der Liebe dichten will, muß einen Stempelbogen dazu nehmen, zur Vermeidung der gesetzlichen Strafe; denn die Leidenschaften sind fiscalisch. — Die Zeit ist nicht mehr fern, in welcher die Akten eines Oberlandesgerichts Stellen enthalten werden, wie folgende:

Zeuge N. N. sagt aus, daß er's deutlich gehört, wie die Denunciatin Julie Capuletti zum Romeo Montecchi, welcher in der Morgendämmerung auf einer Strickleiter vor ihrem geöffneten Fenster stand, folgendes geäußert:

„Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang!
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort,
Glaub', Lieber, mir; es war die Nachtigall."

Worauf der p. p. Romeo Montecchi erwiederte:

„Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; — "

Verdient nun ein Gesetz, welches so auf das innerste Wesen der Liebe eingeht, nicht wirklich den Namen einer Novelle sogar im Sinne der Leihbibliotheken? Habe ich daher wohl von meinen Zuhörern den Vorwurf der Täuschung zu fürchten, wenn ich ihnen, statt der erwarteten Novelle im ästhetischen Begriffe des

Wortes, novelliſtiſch eingeleitet die Rede hier mittheile, mit welcher der geniale Entdecker des neuen Ehegeſetzes dieſes in der Commiſſion einführte und bevorwortete? wenn ich jetzt in meinem Vortrage fortfahre, wie folgt?: —

Es war im Sommer 1842 nach Chriſti Geburt. Ein ſchwüler Julitag lag drückend auf der Reſidenzſtadt Berlin. Die Droſchkenpferde auf den öffentlichen Plätzen ſenkten ſieſtamüde ihr Haupt. Die Spree, ſonſt das gemüthliche Bild des allmäligen, beſonnenen Fortſchrittes, ſtand erſchöpft ſtill auf ihrem weiten Wege zum Meere, wie einſt die Sonne in Gibeon. Auf dem Balkon der Kranzleriſchen Conditorei ruhten zu Dutzenden die geſtreckten und beſpornten Gardeoffizierbeine, deren Inhaber das Eis im ſtrengſten Dolce far niente verzehrten, ohne auch nur ein einziges Mal auf Ehre zu verſichern, daß die Taglioni charmant geweſen und daß der neue Waffenrock eine göttliche Taille gebe. So ſchwül war der Tag! — Durch die langgeſtreckten, ſchattenloſen Straßen wirbelte in dicken Wolken ein wahrhafter Saharaſtaub, ſo daß Freiligrath ſich ſogar unter den Linden die Begeiſterung zu ſeinen Wüſtenbildern hätte holen können.

Trotz dieſes heißen Hundestages, der die ganze Schöpfung zur Ruhe aufforderte, hatte der ehrwürdige geſetzvorſchlagende Senat ſeine Sitzungen für permanent

erklärt, um zu berathen, man denke, über die Ehe! Es muß wahrlich dringend Noth geweſen ſein, dieſes Geſetz unter dem eben ſo leicht erſchlaffenden als aufregenden Einfluſſe des Caniculargeſtirns zum Gegenſtande der Berathung zu machen. Vielleicht, daß ein eclatanter Fall aus einer diſtinguirten Eheſphäre es nothwendig machte, das Eheband für die niedrigen Stände ſtraffer anzuziehen, damit dieſe genug mit ſich zu thun hätten und ſich's nicht einfallen ließen, über ihren Geſichtskreis hinaus nach höchſten Eheverhältniſſen zu blicken. Vielleicht waren es aber gerade die heißen Julitage ſelbſt, welche dieſe Männer vom Geſetze dringend aufforderten, den Deutſchen neue Polizei- und Conſiſtorialzügel anzulegen, damit ſie ſich nicht überheben mögen im ſanguiniſchen Freiheitscultus der franzöſiſchen Juliſonne. Denn es iſt bekanntlich ſtrenges, bundestägliches Hausgeſetz, daß alle Feiertage, welche von den Siegen der Freiheit ihren Urſprung herleiten, mögen dieſe nun von andern Nationen oder von den Deutſchen ſelbſt errungen worden ſein, dem lieben Vaterlande verſalzen werden. Daher datirt ſich auch das liebliche Cenſurgeſetz des Jahres 1819 vom 18. October, dem Tage der großen Völkerſchlacht bei Leipzig, daher datirt ſich der Entwurf einer neuen Verordnung über Eheſcheidung vielleicht, wenn auch nur inſtinctmäßig, vom Juli. — Mag dem indeß ſein, wie

ihm wolle, so viel ist wenigstens thatsächlich, daß der Tag sehr heiß war, daß der ehrwürdige Gesetzessenat sich nichtsdestoweniger versammelt hatte, und daß Einer aus dessen Mitte plötzlich sich erhob, feierlichst ein Papier aus der Tasche zog, sich räusperte und folgende denkwürdige Rede über die Einführung des Ehegesetzes hielt:

„Meine Herren! Alle gottlosen Umtriebe unserer Zeit rühren bekanntermaßen davon her, daß Germanien noch immer viel zu frei ist. Der Deutsche genießt einer Redefreiheit, die fast an Republikanismus gränzt. Es ist ihm durch das historische Recht die gesetzliche Befugniß eingeräumt, zu Allem „Ja!“ sagen zu dürfen, was die ihm von Gott vorgesetzte Obrigkeit befiehlt und verfügt, zu Polizeiverordnungen, neuen Steuern, Censurgesetzen u. s. w.; allein der Deutsche mißbraucht dieses Recht auf unverantwortliche Weise. Was haben in der That Engländer und selbst Amerikaner weiter vor ihm voraus, als daß sie zu Allem „Nein!“ sagen dürfen?

Es fehlt mithin dem Deutschen zum Demokraten und Republikaner weiter nichts, als dieses einzige kleine Wörtchen, das ihm allerdings schwerer auszusprechen wird. — Denn das „Ja!“ ist nicht bloß der kürzeste, sondern auch der bequemste Laut in unserer Sprache. Es ist eine Art von Hiatus, welcher die Mitte

hält zwiſchen Seufzen und Gähnen, und der dem deutſchen Michel gerade mundgerecht iſt, wenn er im Halbſchlafe ſeine unmaßgebliche Meinung auszuſprechen ſich anzumaßen die Kühnheit haben ſollte, während das ſcharfe, helle „Nein“ neben der wachen Energie der Sprachorgane noch eine praktiſche Härte des Charakters erfordert, welche durchaus ungermaniſch iſt. — Indeß iſt's ſchon ein verbrecheriſcher Uebergriff von dem Deutſchen zu Allem, was höheren Orts beſchloſſen wird, „Ja!“ ſagen zu wollen, da er gar nicht um ſeine Meinung gefragt wird.

Maßt er ſich nicht hiemit eine Art von conſtitutionellem Vorrechte an, höheren Beſchlüſſen und Verfügungen beipflichten zu dürfen? — Ignorirt er nicht dadurch die ihm von Gott eingeſetzte Obrigkeit, welche dazu da iſt, um für ihn zu Allem „Ja!“ zu ſagen?

Meine Herren, das darf nicht länger ſo bleiben! — Wenn eine ganze Nation erſt anfängt, ſich laut zu äußern, mag's nun ein lautes, uniſones Schnarchen, oder ein nationelles Seufzen oder Gähnen ſein, ſo weiß man nicht, zu welchem Extreme dieſe Freiheit der Rede führen kann. — Blicken Sie auf Frankreich! — Marat! — Robespierre! — Guillotine — ſchrecklicher Terrorismus — Louis Philipp im bombenfeſten Wagen — Preßfrechheit!! — Blicken Sie auf England! — Eine ungeheure Nationalſchuld! — Viel Armuth

im Volke! — Die Weiber auf öffentlichem Markte verkauft! — Matroſen gepreßt! — Ein Schornſteinfeger beunruhigt die Königin! — Der Herzog von Wellington mit Steinen geworfen! — Keine Cenſurgeſetze! — Keine Garantien! — Preßfrechheit!! — Blicken Sie auf Nordamerika! — Nicht einmal einen König haben ſie da; aber Lynchgeſetze mit Theer und Bettfedern und — Preßfrechheit!!

Meine Herren, vergeſſen wir nicht, daß wir zum Pupillencollegium der hiſtoriſchen Schule gehören, daß wir nicht bloß die Vormünder der deutſchen Gegenwart und Vergangenheit, ſondern auch die der deutſchen Zukunft ſind. Es liegt uns daher ob, durch eine energiſche Maßregel unſer Deutſchland vom Rande des Verderbens gewaltſam zurückzureißen; ſind wir erſt mit einem leuchtenden Beiſpiele vorangegangen, ſo dürfen wir erwarten, daß die noch übrigen 32 oder 38 Deutſchländer uns nachmaßregeln werden. — Wir müſſen die eingeriſſene deutſche Redefreiheit beſchränken, allein mit viel Staatsklugheit, damit wir's nicht mit dem Volksgötzen, dem ſogenannten Zeitgeiſte, verderben. Wir müſſen dem beſchränkten Volke fortzuſchreiten ſcheinen, während wir die Permanenz des allein ſeligmachenden Stillſtandes ſchon zu behaupten wiſſen werden. — Wir haben bisher ſchon der Nation das Fortſchreiten zu viel erlaubt, daß der Stillſtand,

ja, ſogar die Rückkehr zu alten, ſoliden Principien nicht mehr als unſere heilige Pflicht iſt. — Wie undankbar von unſerm Volke, uns ſchweigend vorzuwerfen, oder ſich in der Stille darüber zu freuen, wenn ausländiſche Zeitungen, wie z. B. die Times, es offen ſchreiben, daß wir für den Fortſchritt zu wenig gethan!

Vergleichen wir unſer Vaterland, wie's unter dem Cheruskerfürſten Herrmann ausſah mit deſſen jetzigem Zuſtande! — Damals konnten ſelbſt gebildete Germanen weder ſchreiben noch leſen; ſie kleideten ſich in Thierhäute; ſie hatten weder Oper noch Ballet; ſie wußten nichts vom hiſtoriſchen Chriſtus; — Berlin exiſtirte noch gar nicht — — Und jetzt! — Selbſt der unbedeutendſte Mitarbeiter an der „Literariſchen“ und „Spenerſchen Zeitung“ kann ſchreiben und leſen; kein gebildeter Deutſcher und keine gebildete Deutſche kleidet ſich noch in Thierhäute, die Glacéhandſchuhe etwa ausgenommen; ſie haben Gelegenheit, Herz und Geiſt an Oper und Ballet, und ſogar an der Antigone auszubilden; ſie können ihr Seelenheil in dem Vereine zum hiſtoriſchen Chriſtus aſſecuriren mit einem ſehr geringen, moraliſchen Procentſatze, ſie können — um es mit einem Worte auszudrücken — in Berlin leben, wo der Weltgeiſt ſich zur Ruhe begeben und ſeine Penſion in Frieden verzehrt.

Ja, wir brauchen nicht einmal ſo weit zurückzu-

gehen. Vergleichen wir bloß unſern Staat, wie er vor dem Jahre 1806 war, mit ſeiner jetzigen Geſtalt. Damals erhielt jeder deutſche Krieger, der für Gott, König und Vaterland ins Feld zog, ohne portepéefähig zu ſein, ſeine 25 Stockprügel aus dem Pfeffer, ſobald er den Zopf nicht recht gewickelt oder mit den geſtreckten Beinen beim Parademarſch um eine halbe Linie vom Exerzierreglement abwich; damals hatte die Staatszeitung keine Rubrik: „Inland," worin jedem guten Unterthanen die kleinen und großen Hofplaiſirs auf's Ausführlichſte erzählt und ihm gar die ſtrengſte Rechenſchaft abgelegt wurde über die Bevölkerung von Stolpe, Stargard und der Inſel Tſchuſan; damals hatte kaum der hundertſte Menſch einen Orden und kaum der fünfzigſte einen Rathstitel — und jetzt? — Der Krieger bekommt regelmäßig ſeinen Sold und ſein Kommißbrod und nur in gewiſſen Fällen Prügel; der Zopf iſt gänzlich abgeſchafft, wie der langſame, langgeſtreckte Parademarſch; die Staatszeitung iſt ſehr intereſſant; ja der fünfte Menſch hat einen Orden, und jeder zweite die Ausſicht darauf, und überhaupt gibt's keinen, nur einigermaßen loyalen Unterthanen, der ſich nicht zum Rathstitel qualificirte.

Meine Herren! — Ich frage Sie jetzt unparteiiſch: welche Forderungen kann die ſogenannte Aufklärung an die Adminiſtrationsbehörde von Germanien noch ſtellen? — Bedenken Sie, wir haben jetzt Deutſche, die nicht

geprügelt werden; Deutsche, welche Erlaubniß und Gelegenheit haben, über die wichtigsten Angelegenheiten des Hofes, so wie über die Statistik von Pommern und China sich aus der Staatszeitung aufzuklären; Deutsche, welche so viele und noch mehr Orden bekommen können, als sie Knopflöcher am Rocke haben; Deutsche, welche entweder schon Räthe sind oder in jedem Augenblicke ihres Lebens in Gefahr stehen, es zu werden. Ich frage Sie, meine Herren! — ist ein solcher garantirter Zustand des Nationalglückes wohl in Frankreich, England und Amerika erhört? ja möglich? —

Wenn daher Deutschland sich dennoch nicht so glücklich fühlt, als es von obrigkeitswegen sich zu fühlen verpflichtet ist, so ist dies nur eine Folge hochverrätherischer Unzufriedenheit und überhandnehmender, demagogischer Umtriebe des verstandesbeschränkten Unterthanen, welcher sich anmaßt, zu Allem, was die von Gott eingesetzten wirklichen geheimen Räthe, Präsidenten, Minister und Polizeisergenten befehlen, sein „Ja!“ zu sagen, statt ehrfurchtsvoll zu schweigen und zu thun, was ihm geboten wird.

Wie aber ist dies unberufene, demagogische „Jasagen“ im Volke gründlich auszurotten? — Mit Gensdarmen diese Sprechfreiheit gewaltsam zu unterdrücken, würde unser System des scheinbaren Fortschrittes gar zu arg compromittiren, außerdem haben wir uns einige poli-

tiſche Gêne aufzulegen, wenn auch nicht vor unſerm Inlande, doch vor dem befreundeten England, welches ſo gütig war, uns einen Theil an dem Taufkuchen des Prinzen von Wales und an dem Biſchof von Jeruſalem zu geſtatten. — Ueberhaupt müſſen wir, des fatalen Zeitgeiſtes wegen, allen kleinen und großen Freiheiten, welche wir dem Volke in der Vorausſetzung geſtatten, daß es nicht ſo unbeſcheiden ſein werde, ſolche zu benutzen, nicht am hellen Tage mit offner Gewalt ihm wieder entreißen, ſondern auf türkiſche Weiſe mit der feinen ſeidnen Schnur in der Stille abwürgen. Ich habe mir daher die Aufgabe geſtellt, wie die überhandnehmende, nicht Sprechfreiheit, ſondern Sprechfrechheit geräuſchlos und ſtaatsklug dem Deutſchen ganz und gar verleidet werden könnte, und ich glaube, es iſt meinem angeſtrengten Nachdenken gelungen, das radicalſte Mittel aufzufinden, wie ich ſolches hier zu entwickeln die Ehre haben werde. —

Es gibt einen Moment im Leben des deutſchen Bürgers, in welchem er wirklich und wahrhaftig um ſeine freie Meinung befragt wird, nämlich vor dem Traualtare, wenn es ihm von Kirche und Polizei erlaubt worden, einzugehen in den Himmel oder in die Hölle der Ehe.

Vor dem Traualtare ſind die Deutſchen mehr als bloß berathende Stände, denn es hängt lediglich von

ihrem Votum ab, ob eine ſtaatskirchliche Allianz zwiſchen zwei ſpäter Krieg führenden Mächten vollzogen werden ſoll oder nicht. Bedenken wir nun noch, daß in einem ſolchen Momente ſelbſt der loyalſte Deutſche ſeinen Bundestag und ſeinen Polizeiminiſter vor lauter Wonne vergeſſen kann, daß ihm der friſche Myrthenzweig in dem ſchwarzen oder blonden Haare ſeiner Braut theurer iſt, als die Krone eines Königs, und das ſchüchtern ſelige Erröthen auf den Wangen ſeines Mädchens lieber, als eine Cabinetsordre im blauen Couvert, überhaupt, daß ihn der Vermählungstag mehr begeiſtert, als ein fünfzigjähriges Dienſtjubiläum oder ein großes Manöver auf der Haſenheide, ſo frage ich Sie, meine Herren, muß nicht ein ſolcher Moment in dem Deutſchen ein Gefühl hervorrufen, welches faſt an das gefährliche Bewußtſein der Mündigkeit gränzt? Könnte nicht der Deutſche ſich's einfallen laſſen, dieſe Exaltation einer geträumten Selbſtſtändigkeit noch weiter fortzufühlen und zwar ſo weit, daß es ihm einmal einfällt, der von Gott eingeſetzten Obrigkeit gegenüber „Nein!" ſtatt „Ja!" zu ſagen? —

Wäre es daher thunlich, überhaupt etwas an dem kirchlichen Rituale zu ändern, ſo möchte ich vorſchlagen, daß in Zukunft der Bräutigam auf die bekannte Frage des Geiſtlichen: „Sind Sie, Herr N. N., geſonnen, das gegenwärtige Fräulein oder die Jungfrau N. N.

zu ihrer Gattin“ u. ſ. w., entweder ehrerbietig ſchweigend nickt, oder ſtatt des üblichen „Ja!“ lieber „Zu Befehl!“ antwortet; und eben ſo wäre es mit der Braut zu halten, welche auf die an ſie ergangene Frage anmuthig mit dem Haupte nickt oder verſchämt ihr: „Zu Befehl!“ flüſtert. Dieſer Ausdruck der Subordination ſchadet nichts, ſondern nützt vielmehr. — Allein ohne ein Concil ſämmtlicher anglikaniſcher Biſchöfe läßt ſich jetzt nun einmal nichts an unſerer kirchlichen Verfaſſung ändern.

Es kommt mithin jetzt alles darauf an, dem Deutſchen ſelbſt während ſeines Freudenrauſches vor dem Traualtare in Erinnerung zu bringen, daß er ſtets Gott, den Bundestag und das Landrecht mit ſeinen „Ergänzungen“ vor Augen haben und ſich nicht überheben möge zu eitlem Vertrauen auf ſeine eigne Urtheilskraft, wenn auch ein ſtaatskirchliches Ceremoniell ihn zum Scheine um ſein Urtheil und ſeinen unmaßgeblichen Willen bei dem Ehegelöbniß befragt. — Auch die Liebesgötter müſſen unter polizeilicher Controle ſtehen; wir dürfen ferner nicht erlauben, daß ſie ohne Gewerbſchein ihr Weſen treiben. — Wie König Philipp von Mazedonien Sklaven hielt, welche ihm in Augenblicken, in denen er ſich zu ſehr Herr fühlte, zurufen mußten: „Du biſt ein Menſch!“ ſo muß der Deutſche in jedem Augenblicke, in welchem er ſich als Menſch fühlen könnte, einen Herrn haben, der ihm zuruft: „Du biſt ein Deutſcher!“

Ich habe daher zu diesem Behufe ein neues Ehegesetz oder, was dasselbe sagen will, eine neue Verordnung über Ehescheidung entworfen, die nur in's Leben zu treten braucht, um jenen gefährlich poetischen Moment vor dem Traualtare in eisiger Criminalprosa abzukühlen, um die kühne Sprache des exaltirten Selbstbewußtseins in das kleinlaute Stammeln eines schuldigen Verbrechers zu übersetzen. — Zweiunddreißig centnerschwere Paragraphen, die sich an das fast „ätherische Ja!" hängen, Paragraphen mit fiskalischen Untersuchungen, Consistorien, Sühnefoltern, mit einem offiziellen Vertheidiger der Ehe, als advocatus Diaboli, mit Gefängniß-, Zuchthaus- und Festungsstrafen, meine Herren! — wenn diese nicht genügen, auf das Brautpaar während des glücklichen Momentes, einen so hochnothpeinlichen Eindruck zu machen, als sollte es ein Weniges von unten auf gerädert werden, dann ist überhaupt mit den Deutschen nichts mehr anzufangen! —

Die Rosengewinde, mit welchen die Poesie bisher die Gatten umschlungen haben wollte, werden als viel zu leicht und unchristlich in die Balletgarderobe des Hoftheaters verwiesen. Macht der Schmied von Gretna Green seinen Ambos zu einem Altare, vor welchem die flüchtige Liebe die ersehnte Weihe erhält, so wollen wir umgekehrt den Altar zu einem Ambos umschaffen, auf welchem die schweren Ketten geschmiedet werden, mit

denen wir auf Lebenszeit die Eheleute an einander feſſeln. — Die Ehe hat von jetzt ab einen character indelebilis; wer in dieſen heiligen Stand tritt, wird, wie ein Galeerenſklave mit dem T. F. gebrandmarkt, welches auf franzöſiſch Travaux forcés, auf deutſch: „Teutſche Frömmigkeit“ oder „Teutſche Freiheit“ bedeutet. — Was kümmert uns der Jammer zweier Menſchen, welche ein blindes Geſchick, die argloſe Poeſie der erſten Liebe zuſammengeführt, und die zu ſpät einſehen, daß ſie den Irrthum eines flüchtigen Rauſches für ihr ganzes Leben zu beweinen haben? — Was kümmern uns die in unglücklichen Ehen an ihrem nagenden Kummer oder an ihrer Verzweiflung brechenden Herzen? — Wir zählen die Menſchen in unſerm civiliſirten Staate nicht nach Herzen, ſondern, wie die Ruſſen, nach Seelen, für deren chriſtliches Heil wir zu ſorgen haben. — „Was Gott zuſammengefügt, ſoll der Menſch nicht ſcheiden!“ Und wenn Gott einen Generalſuperintendenten mit Fanny Elsler zuſammenfügen ſollte, und nach den erſten Flitterwochen Fanny von ihrem Gatten verlangte, die Theologie aufzugeben und die Chachuca auf der Bühne mit ihr zu tanzen, oder der Superintendent von Fanny, daß ſie fromm werde und ſeine Früh- und Nachmittagspredigten regelmäßig beſuche, und aus dieſem Verhältniſſe ein heilloſer häuslicher Zwiſt entſtehen ſollte, der durch nichts zu verſöhnen wäre, als durch Löſung der

verhaßten Bande; ja, wenn noch sogar alle Gründe vorgebracht werden, welche ehemals nach den §§. 675, 676, 694, 695, 696, 697, Tit. I., Thl. II. des Allgemeinen Landrechts die Scheidung bewirken konnten; so muß, nach meinem Entwurfe, nichts desto weniger das Paar zusammengekettet auf der Galeerenbank der Ehe so lange aushalten, bis mit dem Tode eines Mitgefangenen die Kette des andern sich löst! — Nur Vulkan hat nach §. 10 des Entwurfs Ansprüche, von seiner Gattin rechtskräftig geschieden zu werden, wenn er den an ein Oberlandesgericht oder Kammergericht einzusendenden Acten das Netz beilegt, mit welchem er seine Gemahlin und den Kriegsgott zu gleicher Zeit eingefangen; und sowohl Frau Venus als Herr Gott Mars haben, nach §. 12 sechsmonatliche bis einjährige Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungsstrafe" zu gewärtigen. —

Durch ein solches strenges Ehegesetz wird nicht nur der erwähnte Uebermuth des Deutschen im „Ja!"-Sagen sehr herabgestimmt werden, wir machen überhaupt die Ehe dadurch zu einer Erziehungs- und Zuchtanstalt loyaler Unterthanen. Denn steht der Mann unter dem Pantoffel seiner Frau, so wird er schon mit zahmer Demuth den allergnädigsten Zuchtpantoffel seiner von Gott eingesetzten Regierung zu küssen sich bequemen; ist der Mann der Despot seines Weibes, so weiß er den

Werth der Despotie zu schätzen, und er wird daher der unbeschränkten Despotie der Administration um so bereitwilliger gehorchen, als es ihm daran liegen muß, das Princip der Herrschaft für sein Haus aufrecht zu erhalten. Die Ehe, wie die Regierung, darf auf keinem Russeau'schen Contrât social beruhen, den einer der Contrahenten ad libitum wieder aufheben kann, wenn ihm, wie der gottlose Börne einmal gesagt hat, die Nase des Andern nicht mehr gefällt.

Doch, meine Herren! alle diese tiefen Staatsgründe meines Entwurfs sind lediglich für das ehrenwerthe, hier versammelte Collegium bestimmt, keineswegs für den steuerpflichtigen Verstand des Unterthanen, dem solches Wissen überhaupt schädlich ist. Wenn wir uns indeß herablassen, dem hier im Geheimen berathenen und, wie ich mich im Voraus überzeugt halte, von Ihnen einstimmig genehmigten Gesetze später öffentliche Gründe unterzulegen, und zwar wiederum aus Rücksicht auf den leidigen Zeitgeist, der nun einmal nicht zu umgehen ist, so wollen wir uns nur, wie herkömmlich, auf harmlose philosophische oder rein dogmatisch-biblische Gründe stützen, wofür unsere Scribenten Sorge zu tragen haben. Wir wissen ja, daß unser Volk für transcendentale Philosophie oder für die Dogmatik sich stets mit Freuden hat todtschlagen lassen! — Daher wäre es von Nutzen, wenn die „Literarische Zeitung" auseine

anderſetzte, daß die Ehe aus der präſtabilirten Harmonie des Familienlebens ihren idealen Urſprung herleite, und daß die Philoſophie ſelbſt die blauen Ehemontage mit den dazu gehörigen concreten Knieriemen und Striemen als eine ſolche präſtabilirte Harmonie zu erkennen, und durch Barbara, Darii-Ferioque mit der Idee zu verſöhnen weiß. — Oder wir laſſen unſere Evangeliſche Kirchenzeitung etwa Folgendes ſagen:

„Nach Geneſis C. 2 V. 21 wurde dem Manne im Schlafe eine Rippe geſtohlen und daraus das Weib gemacht. Die Sehnſucht des Mannes nach dem Weibe, wie überhaupt Alles, was die Profanſcribenten Liebe nennen, iſt mithin eigentlich weiter nichts, als das dem Manne eingepflanzte Sehnen, ſich wieder in den Beſitz ſeiner verlornen Rippe zu ſetzen. —

Das Weib nun, das dem Manne an dem Altare durch des Prieſters Segen angetraut wird, iſt, da die Ehen bekanntlich im Himmel geſchloſſen werden, gerade das aus der geſtohlenen Rippe des mit ihr verbundenen Mannes geſchaffene, wie jeder fromme gläubige Leſer der Kirchenzeitung es handgreiflich finden wird; nur der dumme Aufklärichter kann einen ſolchen einfachen Satz nicht begreifen. — Der Mann iſt mithin durch die Ehe erſt vollſtändig, harmoniſch geworden, wie er's vor dem Sündenfalle geweſen. — Iſt es nun nicht eine verruchte Sünde, wenn der Mann aus bloß eigennützi-

gen Rückſichten für ſein irdiſches Behagen, weil es ihm vielleicht unter dem Ehehimmel etwas zu heiß wird, ſich dieſe Rippe wieder ausreißen und mithin ſich ſelbſt verſtümmeln wollte? — Freilich heißt es in der Schrift: „Aergert dich dein rechtes Auge, ſo reiß es aus!“ und „ärgert dich deine rechte Hand, ſo haue ſie ab!“, aber nirgends ſteht geſchrieben: „Aergert dich deine Rippe, ſo reiße ſie aus und wirf ſie weg!“ — Ja wohl, reiß' es aus das Auge, mit welchem du die gottloſen, verruchten Schriften eines Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer und Conſorten geleſen, hau' ſie ab, die Hand, die in Verſuchung kommen könnte, für die deutſchen Jahrbücher oder für die Königsberger (nicht Schubertſche) und Rheiniſche Zeitungen Artikel zu ſchreiben, welche ein Gräuel ſind dem HErrn — Hengſtenberg! Aber deine Rippen ſind dir zugezählt, wie die Haare auf deinem Haupte, und dereinſt wirſt du ſtrenge Rechenſchaft ablegen müſſen, wo du ſie gelaſſen!“

Sollte nun Jemand fragen wollen, wie denn der gekrönte Sänger des hohen Liedes zu den Tauſend und ſovielen Rippen gekommen, von denen die heilige Schrift erzählt, ſo ertheilt das Redactions-Bureau der Evangeliſchen Kirchenzeitung oder auch das Berichtigungs-Bureau über dies Verhältniß genügende Auskunft! —

Auf dieſe und ähnliche Weiſe könnte unſer Geſetzesentwurf durch Philoſophie und heilige Schrift für das

Volk begründet werden. Einwendungen aus der Bibel ſelbſt oder aus Luthers Schriften, in welchen ſogar der Scheidung das Wort geſprochen wird, ſollen als böswillige Aeußerungen der ſchlechten Preſſe angeſehen und beſtraft werden. — Indeſſen kann ich's Ihnen bei dieſer Gelegenheit nicht verhehlen, m. H., daß ſowohl in der heiligen Schrift, als in Luthers Werken Dinge vorkommen, welche geradezu gegen §. 92 des Kriminalrechts verſtoßen. — Die Rede Samuels gegen das Königthum, welche nicht „hinter der officiell gezogenen Demarkationslinie" der Bibel, „dem Tummelplatze der irrenden und fahrenden Parteimänner", ſich befindet, ſondern „auf dem erſten Platze, unter der Aegide göttlicher Embleme," dieſe Rede iſt nicht nur weder „anſtändig" noch „wohlmeinend", wie ſolches von der Preſſe verlangt wird; ja ſie übertrifft ſogar an Frechheit Alles, was die ſchlechte Preſſe bisher zu Tage gefördert, und gewiß wäre der Verfaſſer derſelben auch von der zweiten Inſtanz des Kammergerichts zu zehnjähriger Feſtungsſtrafe und dem Verluſte der iſraelitiſchen Nationalkokarde ohne Gnade verurtheilt worden. Auf die vielen andern hochverrätheriſchen Stellen, welche in der heiligen Schrift und deren alten Auslegern noch vorkommen, brauche ich die hochgelehrten Herren wohl nicht beſonders aufmerkſam zu machen. — Was hilft es uns nun, daß wir die im Verlage des literariſchen Comptoirs zu Zürich

und Winterthur erscheinenden Bibeln bei uns als Schweizer-Preßproduct streng verbieten, da außerdem, daß die Bibel unglücklicher Weise die Wohlthat des Gesetzes über Schriften von 20 Bogen genießt, die englischen Missionsgesellschaften diese höchst gefährliche Schrift sogar unentgeldlich in Preußen verbreiten? —

Ich werde daher die Ehre haben, Ihnen in unserer nächsten Session einen Gesetzentwurf über Nachcensur der heiligen Schrift und der Kirchenväter vorzulegen.

Um Ihnen schließlich, meine Herren, noch darzulegen, auf welche interessante und poetische Rechtsfälle mein Entwurf eines neuen Ehegesetzes seine Anwendung finden kann, theile ich Ihnen einen kurzen Auszug aus der Ehescheidungssache des Dogen von Venedig contra adriatisches Meer hier mit, welche für einen poetisch gestimmten Rechtscandidaten, der sich zum dritten Examen meldet, einen trefflichen Gegenstand zu einer juristisch-romantischen Proberelation abgibt.

Der greise Doge von Venedig vermählte sich, unter Beobachtung aller vorgeschriebenen Formen und Feierlichkeiten, mit dem ewig jugendlichen und begehrlichen adriatischen Meere.

Wohl hatten vorher gute Freunde den Dogen, so zart es sich thun ließ, auf das Mißverhältniß einer solchen Verbindung aufmerksam gemacht, aber der Doge bewies ihnen aus der Geschichte, daß sein Vorgänger,

Marino Faliero, in höherm Alter noch ſich mit der jugendlich anmuthigen Angiolina vermählt, und daß, wenn die Ehe nicht glücklich geweſen, ſolches wahrlich nicht an deſſen treuer, zärtlicher Gattin, vielmehr an den Neidern ſeines Ehehimmels gelegen habe. Kurz die Verbindung des Dogen fand Statt nach dreimaligem Aufgebote und nachdem die Gemeinſchaft der Güter und des Erwerbes ausgeſchloſſen waren. — Die Flitterwochen vergingen, wie alle Flitterwochen, mag das Paar auch noch ſo ſehr an der Verſchiedenheit des Alters laboriren. Das adriatiſche Meer lächelte ſo freundlich, wie der Himmel, der blau und golden darüber ausgeſpannt lag; es athmete nur Wonne und Luſt. Täglich ſetzte es dem geliebten Dogen ſeine beſten Leckerbiſſen vor; die ſchönſten Seefiſche, Hummer, die appetitlichſten friſchen Auſtern, überhaupt was die reiche Speiſekammer des Meeres nur Pikantes und Schmackhaftes enthielt. Es kleidete ſich in die ſchönſten Farben, bloß dem geliebten Gatten zu Gefallen. Es plätſcherte, ſpielte und murmelte ſo lieblich und neckiſch, daß der alte Doge an dieſem holden Uebermuthe ſich faſt verjüngte. — Aber wer kann für die unergründlichen Launen ſo wandelbarer Elemente, wie Meere und Weiberherzen, bürgen? — Eines Tages war das adriatiſche Meer plötzlich in eine Furie umgewandelt. Es ſchäumte, wüthete und ſchlug um ſich, daß es ein Grauſen war; es zerbrach Alles, was ihm unter die

Hände kam. — Vergebens ſuchte der gute Doge es mit freundlichen Worten zu beruhigen; vergebens bot er alle ſeine häusliche Autorität auf, um ſeine Gattin zum Gehorſam zu zwingen. Das Meer tobte und raste nur um ſo ärger und zerſchlug in ſeiner Wuth den prächtigen Bucentoro, den Altar, an dem es ſeinem Gatten angetraut worden, in tauſend Stücke. — Die Sache wurde zum Skandal vor ganz Venedig, denn die häuslichen Eheleiden des armen Dogen konnten Keinem verborgen bleiben. — Vergebens zerbrach man ſich den Kopf über den Grund dieſer plötzlichen Wuthanwandlung; nur einige gut unterrichtete Venetianer wollten behaupten, daß das Meer zuerſt ſo aufgebracht wurde, als es unſern Berliner Landsmann Nicolai auf ſeiner famöſen italieniſchen Reiſe zum erſten Male zu Geſichte bekam. Dem ſei nun, wie ihm wolle, die ſchlimme Aequinoctialzeit der Ehe iſt für unſern Dogen eingetreten, das Meer iſt durch Nichts zu beſchwichtigen, und der verzweifelnde Gatte wendet ſich daher an ein Hochlöbliches Königliches Oberlandes-Gericht, mit dem Geſuche um rechtskräftige Scheidung von ſeiner Frau. — Faſt alle Paragraphen meines Geſetzentwurfes erhalten in dieſer Angelegenheit eine höchſt intereſſante Anwendung. — Was den §. 6 betrifft, nach welchem „die Ehegatten alle Inſtructionstermine in Perſon abzuwarten haben,“ ſo dürfte hier allerdings mit Rückſicht darauf, daß es

dem adriatiſchen Meere ſchwerlich zugemuthet werden kann, nach Berlin zu kommen, außerdem noch, daß der Doge zu den allerhöchſten Perſonen gehört, die immer eine Ausnahme von dem Geſetze bilden, der Prozeß durch bevollmächtigte Mandatarien inſtruirt werden. Vor allen Dingen aber iſt ein vollſtändiges Conſiſtorium nach Venedig zu ſchicken, um den Sühneverſuch vorzunehmen; gelingt dieſer nicht, ſo iſt nach §. 16 auf zweijährige Trennung von Tiſch und Bett zu erkennen. Da nach §. 9 des Entwurfes der §. 703, Tit. I., Thl. II. des allgemeinen Landrechts, welches Unverträglichkeit und Zankſucht zu einem Scheidungsgrunde macht, aufgehoben iſt, ſo iſt auf Eheſcheidung nicht anders zu erkennen, als bis der Doge durch Zeugen nachweist, wie das Meer mit den gottloſen Tritonen ſich ſo weit eingelaſſen, daß die §§. 10 und 12 des Entwurfs ihre volle Anwendung finden.

Dieſer Ihnen hier im Auszuge mitgetheilte Rechtsfall iſt gewiß eben ſo intereſſant, als irgend ein procés monstre, mit welchen ſich die Franzoſen ſo viel wiſſen; und wenn mein Eheſcheidungsentwurf erſt in Kraft getreten, werden wir den Franzoſen für eine Lafarge immer zehn aufzuweiſen haben, auch ohne Oeffentlichkeit und Mündlichkeit vor Jury und Aſſiſen.

Ich mache Sie jetzt nur noch auf das Gelübde des ſtrengſten Amtsgeheimniſſes aufmerkſam, damit mein

Entwurf über Ehescheidung nicht vor der Zeit in der Rheinischen Zeitung mitgetheilt werde, und ich muß daher die Ehre, die Sie mir wahrscheinlich zugedacht haben, nämlich den Druck meiner gegenwärtigen Rede allgemein zu votiren, mit ergebenstem Danke ablehnen!" —

Also sprach das Mitglied der Gesetzcommission an einem heißen Julitage des Jahres 1842, als die Droschkenpferde siestamüde waren und die Gardeoffiziere schweigend viel Kranzler'sches Eis aßen und die Berliner Weltgeschichte sich aus purer langen Weile von einem Hofrathe die Cour machen ließ. —

Hier hört die Novelle auf; aber sie ist noch nicht zu Ende. Ihr Schicksal liegt in den Händen einer Majestät, welche ihre Krone von Gott hat, welcher noch keine Macht der Erde ungestraft trotzen durfte, der Majestät der öffentlichen Meinung, der Majestät des Volkes!!

II.

Zur neueſten

Geſchichte der Caricatur.

Weltgeschichte zwingen will; sie gibt sich mit gutmüthiger Ironie den glühenden Umarmungen des Dichters hin, wie dem prosaischen Bedarf des Alltages; und so parodirt sie durch ihren erhabenen Gleichmuth alle Leiden und Leidenschaften unseres kurzen Erdenwallens. — Auf eine blutige Bartholomäusnacht blinken dieselben silbernen Sterne hernieder, die an dem Liebeshimmel Petrarchs glänzen, und an derselben Sonne, welche mit freundlichem Morgengruße die schlaftrunkenen Blumen wach küßt und welche in den Siegesdithyramben von Austerlitz und Marengo gefeiert wird, kann der erste, beste Philister sich gemüthlich die Pfeife anzünden. — Schneidender drückt sich Prinz Hamlet in seinem fingirten Wahnsinn gegen Polonius über diese ironische Seite der Natur aus:

„Wenn die Sonne Maden in einem todten Hunde ausbrütet; eine Gottheit, die Aas küßt" —

Und der Mensch? — Er lacht, wenn er nicht gerade weinen muß. In dem wahren Traume des leichtsinnigen Humors sucht er seine Schmerzen wie seine Furcht vergessen zu können und jedem Laokoonskopfe die klingende Schellenkappe aufzusetzen.

Oder ist jene bunte, malerische Gruppe nicht recht leichtsinnig, die sich in einem florentinischen Garten unter dem Gekicher muthwilliger Amoretter schalkhafte Liebesnovellen erzählt, während die Pest rings um sie her

das blühende Leben ganzer Geschlechter mit ihrem Gifthauche versengt und vielleicht in diesem Momente mit ihrem Todeskusse die frischen, lachenden Lippen berührt? — Ist es nicht Humor, wenn das Volk auf den Plätzen, wo die Bastillen der Despotie gestanden, Schilder errichtet, mit der Aufschrift: „hier wird getanzt!? Ist es nicht ein naiver Muthwille von den Deutschen, daß sie sich noch lustig machen können über ihren 13ten Artikel der Bundesakte, deren „der Tröstung der Völker gewidmete", nicht volle zwei Zeilen mit dem Blute von Hunderttausenden ihrer edelsten Mitbürger, ihrer Väter, Söhne und Freunde geschrieben wurden, während gegenwärtig schon mehr als dreimal so viel Jahre, als jenes Fürstengelöbniß Worte enthält, fruchtlos für Deutschland dahingegangen, und der 13te Artikel in Frankfurt am Main als Curiosum neben der goldnen Bulle deponirt liegt.

Fast scheint das Lachen ein Bedürfniß der Weltgeschichte zu sein, und es ist höchst parteiisch von den Chronikenschreibern und Historikern, daß sie uns bisher nur die Thränen der Völker verzeichnet haben, was sehr melancholisch ist; sie sollten uns einmal eine Weltgeschichte zum Lachen schreiben.

Die Despotie hat mit feinem physiologischen Tacte schon längst diesen Lachreiz der Völker herausgewittert und ihn sehr praktisch gefunden. Vor dem Ernste der

Nationen wurden die Tyrannen immer blaß, und selbst weinen mochten sie diese nicht gerne sehen, weil auch Despoten ein weiches Herz haben und es wohl wissen, daß die Thränen der Geknechteten auf fruchtbaren Boden fallen, und daß früher oder später die gerüstete Kadmussaat daraus hervorwächst. Aber wenn die Nation lachte, dann lachten ihre Dränger recht herzlich mit, ja, sie gaben sich selbst gern zum Lachstoff her; und sogar ein Nero hätte unter Umständen mit Hofmarschall Kalb vergnügt ausrufen können: „Gottlob! mein Volk wird witzig!"

Die Fürsten thaten es bei ihren Völkern jenem Meister nach, der mit einem einzigen Pinselzuge einen Jean qui pleure in einen Jean qui rit verwandelte. — Darum ließen die schlauen Päpste in dem geknechteten Rom den Pasquino und Marforio gern stehn, und ihre Römer waren ihnen um so sicherer, wenn die kecken Dialoge belacht wurden, welche der Volkswitz während der Nacht den beiden Bildsäulen in den Mund gelegt.

Wir wollen von diesem allem durchaus keine erklärende Nutzanwendung auf unsere eigene Caricaturenfreiheit und deren sobald eingetretenes, leidiges Ende machen; umgekehrt, wir wollen uns vielmehr noch darüber wundern, wie ein christlich zerknirschter, fromm evangelischer — Staat darauf gekommen, die leichtfertige Caricatur zu entfesseln, während er dem heiligen Ernste

des Gedankens das Wort entzogen; — warum man den freien Gottesgeist an's Kreuz geschlagen, während bocksfüßige Satyren und grinsende Waldgötter ihr keckes Spiel unter den Augen der Polizei treiben durften; — warum man das nationale Lachen erlaubte, ja beförderte, während man doch das nationale Weinen, mit Ausnahme von loyalen und bußfertigen Zerknirschungsthränen, streng verpönt.

Die Zukunft wird dereinst für uns oder doch für unsere Enkel den Schleier von diesem wunderbaren Staatsgeheimniß ziehen, und von noch vielen anderen unerklärlichen Erscheinungen auf dem Gebiete unsres höhern Staatslebens, als da sind z. B. die neue Uniformirung der Garde du Corps mit Supraweſten, eisernen Helmen und Stulphandschuhen, die Stiftung des Bisthums Jerusalem und der allgemeinen Königsberger Zeitung, der Pour-le-merite-Ritterschlag für unterleibskranke Gelehrte, die sich im Tournier schlecht ausnehmen würden, und dergl. m. Gegenwärtig können wir aus dem Meere vager Vermuthungen nur diese Gründlinge der Wahrscheinlichkeit herausfischen.

Möglich, daß Herr Hengstenberg in einem secretirten theologischen Gutachten dargethan, es sei besser, das Volk lachen als denken zu lassen. Denn nach vielen Bibelstellen, die Jeder in seiner Concordanz nachschlagen möge, lacht Gott selbst in seinem Himmel —

die Mitarbeiter an der Evangelischen Kirchenzeitung werden wohl am besten wissen — worüber; außerdem kommen in der heiligen Schrift schon Caricaturen im modernsten Style vor; wie der grasfressende König Nebukadnezar, die sympathetische Cur der kranken Philister durch plastische Goldarbeiten — wahrscheinlich eine Anspielung auf alttestamentarische Börsenverhältnisse — und die trefflich gezeichneten Baalspfaffen.

Möglich, daß Herr von Schelling gesagt hat, die Harmonie der Sphären sei nichts andres als das Kichern der Welten über ihr eignes Dasein, und die Welt sei überhaupt nur eine Parodie des ewigen Geistes, der sich selbst zur Materie carikirt hat. Da nun Preußen, wie bekannt, der Mikrokosmus unter den Staaten ist, so ergibt sich die Nutzanwendung dieser Bemerkung von selbst. — Möglich auch, daß ein geheimer Polizeirath sich als künftigen Fouché Preußens poussiren wollte, indem er vorschlug, die Caricatur frei zu geben, und dadurch recht pfiffig das Volk zu veranlassen, in den neuen Künstlern und Kunstfreunden seine wahre Stimmung den Behörden zu denunciren, und zwar auf offnem Markte, vor den Kunstläden, wo die Beschauer gleich in Masse zu beobachten und zu notiren sind, was bei typographischen Erzeugnissen nicht so leicht möglich ist. Man würde überdies aus den Zerrbildern, welche die entferntern Provinzen liefern, sicherlich mehr über

den dort herrschenden Geist erfahren, als von jenen geschäftigen Spürern und geheimen Berichterstattern, welche gewöhnlich, durch ihre eigne Bornirtheit mystificirt, Dinge erzählen, die an naiver Einfalt den ältesten Dichtungen der Urzeit nicht nachstehn. — Möglich aber auch und wahrscheinlich ist es, daß man den durch harte Preßbeschränkungen schwer gefährdeten Ruhm der freien Intelligenz, welchen Preußen immer für sich vindicirt hatte, wie ehemals die längsten Grenadiere Europa's, durch eine Bilderpreßfreiheit — gewissermaßen durch eine optische Täuschung — auch noch ferner beanspruchen wollte. Kurz, das Unglaubliche geschah! Eine neue Freiheit, welche nicht einmal in der Bundesacte verheißen ist und um welche das Volk niemals allerunterthänigst petitionirt hatte, wurde aus eignem großmüthigem Antriebe dem Moloch Zeitgeist als Opfer in die Arme gelegt.

Die officiellen Jerichoposaunen trommelten diesen Fortschritt nicht bloß durch Preußen, sondern durch sämmtliche Deutschländer gebührend aus, und Präsidenten und Räthe sagten es ungescheut bei großen Diners und Soupers: „Wir sind sehr liberal und schreiten sehr fort!"

Der Hofmaler Krüger malte jetzt, ohne sich erst vom Berliner Censor das Imprimatur zu holen, seine Paraden, Huldigungsbilder, Prinzenjagden u. dergl.,

und sogar Herr Gruppe, der designirte Hofrath einer schönern Zukunft, konnte fast ganz censurfrei seine Kunstrelationen in der Staatszeitung abdrucken lassen.

Aber auch der unter Streckfußischen Garantieen erliegende Volkswitz war gar nicht so blöde in der Benutzung des neu ihm gewährten Spielraums, als man sich's anfangs dachte. Der zur Taubstummheit verurtheilte Gedanke flüchtete sich in die Fingerspitzen: was die Feder nicht schreiben durfte, das zeichnete sie, und was das Volk nicht hören durfte, das sah es. Die Oberrechnungskammer gewahrte zu ihrem Erstaunen, daß redlich besteuerte und controllirte Unterthanen mit einem Male über Nacht zu einem ganz neuen Luxusartikel — zu politischem Kunsthumor — gekommen wären, und mußte sich voller Bestürzung vom Finanzministerium Instructionen darüber erbitten, ob sie diese neu entdeckte Salzquellen als Privateigenthum oder als Regal einzutragen hätten.

Anfangs hatte man in Berlin gar nichts gegen den humoristischen Sommernachtstraum des Volkes, in welchem manchem Staats-Clown plötzlich ein Eselskopf mit Zubehör aufgesetzt wurde; selbst die gelangweilten Kammerjunker hatten ihre Freude an dem muthwilligen Kobolds spuk. — Aber als die bildliche Thiermethamorphose so stereotyp sich gestaltete, daß nicht allein das Volk zuletzt die Fabel für Wahrheit nahm, sondern die cari-

kirten Persönlichkeiten sogar an sich selbst irre wurden; als einmal ein Hochgestellter im Collegium während eines interessanten Vortrages über „Privatflüsse" (welche jedoch nicht mit Rheumatismen zu verwechseln sind) sich plötzlich an seinen besternten Nachbarn mit Zettels Worte wandte: „Kratz mir den Kopf, Bohnenblüthe!" — als jedes Schaufenster der Kunst- und Buchhandlungen ein Pasquino wurde, und jeden Morgen ein neues Zerrbild mit dämonischen Armen in die Wirklichkeit hineingriff; als in der That ein eigenthümlich politischer Orbis pictus in Preußen entstand, worin das Volk von Neuem lesen lernte, und sich bald recht gut jene Schafe und Böcke, jene Hengstcentauren, das auf Baumstämmen und grünen Tischen herumhüpfende Eichhörnchen, den gefesselten und befreiten deutschen Michel, den verzweifelnden Böttcher, dem alle Reife während der Arbeit vom gährenden Inhalte springen, u. dgl. m. lebendig veranschaulichen konnte; besonders aber als das Volk nicht mehr darüber lachte, sondern ernst zu werden anfing über die kecken Skizzen der Wahrheit: — da mußte der freundliche Bilderliberalismus von oben her sich selbst wieder widerrufen, wie das auch mit so vielen andern kleinen und großen Zugeständnissen an den Zeitgeist geschehen ist. — In dem Buche der Könige wiederholt sich stets die Geschichte des Edicts von Nantes.

Man hob freilich nicht mit einem Male die gestattete

Bilderfreiheit durch Amtsblätter wieder auf, aber es wurde von Polizeiwegen ein förmlicher Bilderſturm organiſirt. — Polizeiſergenten und Gensdarmen mußten Kunſtcollegia hören und den Winkelmann ſtudiren, damit ſie das conceſſionirte Claſſiſche und Antike von den kecken Zeichnungen des Volkswitzes unterſcheiden und letztere conſisciren lernten.

Es konnte nicht fehlen, daß anfangs der Bilderſturm zu argen Mißgriffen führte. So geht die Sage, daß in einem Berliner Kunſtladen alle Oelgemälde, Kupferſtiche und Lithographien, welche Thierſtücke vorſtellten, gleichviel ob von oder nach alten Niederländern und neuern Meiſtern, ja ſogar ein Exemplar von Piſtorius krankem Eſel, ohne Gnade von einem pfiffigen Poliziſten confiscirt wurden, weil dieſer ſich's nicht nehmen ließ, daß alle dieſe Thiere unehrerbietige Anſpielungen auf diſtinguirte Perſönlichkeiten wären, und daß er ſehr gut wiſſe, wen jedes Thier insbeſondere vorſtellen ſolle. Und noch viele andere wunderbare Mythen erzählt man ſich aus Berlin, das ſo bewandert iſt in witzigen Geſchichten. —

Eines Tages aber war in der Geſetzſammlung zu leſen, daß die Bilderfreiheit gänzlich aufgehört hätte, weil ſich Freiheiten überhaupt für Deutſchland nicht ſchicken.

So iſt denn die kurze Lebensſkizze der Bilder- und

Caricaturfreiheit ſelbſt eine Caricatur geworden, die eine ernſte Moral enthält für die Bureauſöldner des Staates und eine tröſtliche für das Volk. — Sie zeigt, daß der Status quo an ſeinem wunden Flecke, der auch die mildeſte Form des Freimuthes, nämlich die humoriſtiſche, nicht mehr ertragen kann, bald verbluten muß, und der Genius der Völker zugleich die Nemeſis ihrer Despoten iſt. Sie zeigt, daß der Zeitgeiſt ſich nichts von ſeinen Forderungen abfeilſchen läßt; vielmehr verlangt er, ſo oft er wiederkehrt, für ſeine ſibylliniſchen Bücher einen immer höhern Preis. — Der hereinbrechende Geiſteslenz mit ſeinen Trieben und Sproſſen ſpottet Euer, die Ihr mit erſtarrten, kraftloſen Händen den grämlichen Winter feſtzuhalten ſuchet. — Ihr legt die Art an die heilige Eiche von Dodona, damit ſie dem Volke nicht ferner ihre Orakel zurauſche, und ſeht! das verkrüppelte Äſop flüſtert den Bedrängten die Freudenbotſchaft entgegen, und aus dem brennenden Dornbuſche wird den Nationen das Evangelium der Freiheit verkündet. — Ihr haut auch dieſe nieder; allein die Lerche wirbelt aus dem blauen Aether ihre Marſeillaiſen der aufhorchenden Erde zu. Ihr verjagt auch die Lerchen aus ihrem Himmel durch vielen Kanonen- und Trommellärm, oder ſchafft ſie auf der Eiſenbahn unter Polizeibegleitung fort; allein aus Euren eignen Stammbaumswäldern verhöhnt Euch der Kukuck, und ſein Ruf zeigt, daß der Status quo

nicht lange mehr zu leben hat. — Macht, was Ihr wollt, Ihr entflieht nicht Eurem eigenen Schatten, und selbst im stummen Fische werdet Ihr mit Entsetzen Euren geopferten Polykratesring wiederfinden. — Ist es nicht thöricht, den ganzen Staat zu einem Dionysesohr zu machen, um die öffentliche Meinung zu behorchen, da Ihr's doch viel bequemer und billiger haben könntet? Gebt die Presse frei, und die öffentliche Meinung wird sich Euch mit offenem Worte selbst denunciren und Ihre Glaubenslehren vor Eurem Richterstuhle und vor Millionen Zeugen laut bekennen. Ihr thut es nicht, weil Ihr der Freiheit nicht in's helle Auge sehen könnt, weil Ihr fürchtet, von ihr gerichtet zu werden, die Ihr richten wollt und — weil Ihr die Wahrheit lieber behorcht als hört!! —

Aber seid doch wenigstens auf der Neige Eures Lebens redlich; seid würdige Greise und nicht kindische; treibt nicht das gefährliche Spiel, jene hofschlaue Koketterie mit dem Zeitgeiste, damit die Nachwelt über Euch nicht lache, statt Euch zu beklagen. — Warum scheut Ihr Euch, Euren Gott zu nennen, den Ihr der Welt durch Amtsblätter aufdringen möchtet, den Gott Eures Erzvaters Wöllner, der ein eifervoller Gott ist und heimsucht die Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Geschlecht? — Sprecht es doch offen aus, daß der Geist nichts sei, als der Helot der Bureau-

kratie, der für die etatsmäßige Commißaufklärung das Holz und das Waſſer herbeiſchleppen muß, und daß es ein ſtrafbarer Volksaberglaube ſei, dieſen Sklaven für einen Heiland zu halten, der das Märtyrthum mit ſeinen lieben Menſchen theilt, um ſie dereinſt von ihren Drängern zu erlöſen? — Seid doch aufrichtig, wie die baieriſche Walhalla, welche den Luther aus ihrer Unſterblichkeitsreſſource hinausballotirte wegen ſeiner religiöſen und demagogiſchen Umtriebe, oder wie die ſchleſiſche Adelsreunion, deren Statut ein Muſter publiciſtiſcher Treuherzigkeit iſt, oder wie das Mittelalter mit ſeiner eiſernen Conſequenz des Fanatismus!

Allein Ihr habt nicht mehr den Muth Eurer Ueberzeugung! Ihr taumelt, geblendet von der purpurnen Morgenröthe, und könnt nicht mehr den Weg zurückfinden in Eure wohnliche Nacht, und ſo werdet Ihr in Eurer komiſch geberdeten Verzweifelung, in Eurem Schwanken und Neigen bald zur Rechten, bald zur Linken, die Caricaturen des Zeitgeiſtes, der Euch ſelbſt erfaßt hat, aber nicht um mit Euch über den freien Durchzug durch Euer Land zu unterhandeln, ſondern um mit Euch zu ſpielen! — Mögt Ihr daher immer die Bilderfreiheit wieder aufheben, die Caricatur iſt eine Wahrheit geworden in den loyalen Schlummerliedern Eurer Hofräthe und Nachtwächter, in den Evangeliſchen Staats- und Kirchenzeitungen, ſo

wie überhaupt in allen Erzeugniſſen der „guten Preſſe,“ welche ſo ſcharfſinnig und ritterlich ihren zum Schweigen verurtheilten Gegner zu bekämpfen weiß, ganz nach Art des Sir John Falſtaff, der an des edlen Percy's Leiche zum prahlenden Ritter wird. — Wie die olympiſchen Götter, ſo liebt ſich auch der Zeitgeiſt auf ſeinem ernſten Wallgange einen friſchen Spaß, aus dem Leben gegriffen; und man muß geſtehen, Ihr laßt es ihm nicht daran fehlen. — Ihr ſelbſt dichtet, ohne es zu wollen, die beißenden Epigramme und die ſtacheligen Xenien auf Euren Status quo, und liefert in den Zerrbildern unſerer Zuſtände Illuſtrationen dazu, welche die berühmten engliſchen oder franzöſiſchen Caricaturzeichner nicht beſſer geben könnten. — Der Zeitgeiſt lacht über Euch, wenn Ihr den Völkern ihre Freiheit mit Apothekergewichten zuwägt, oder wenn Ihr, wie Yorik Sterne's Pariſer Friſeur, Eure feudale Perrücke in den Ocean taucht, um der Welt imponirend zu zeigen, daß auch kein Löckchen aus der Stelle gewichen.

Der hinkende Teufel des Le Sage geht noch immer auf Erden um. Er hat die Dächer Eurer Staatswirthſchaftsgebäude abgedeckt, um ungeſtört in Eure Amtsgeheimniſſe hineinzulugen, und zeichnet mit ſchadenfrohem Griffel ſeine Memoiren nach dem Leben. Wir theilen hier aus ſeinem Notizenbuche zwei Kapitel mit; wie wir aber zu dieſen gekommen, das weiß eben der Teufel!

Die Münchner in Berlin.

Wenn in Berlin die Noth am größten iſt — iſt München am nächſten. — Die Berliner Akademie der Künſte maßte ſich eben an, den Geiſt auszuhauchen, den ſie nie hatte, da erſchien noch zur rechten Zeit der Ritter Peter Cornelius aus München, und die Akademie gab durch ihr Organ, den Hofrath Förſter, plötzlich wieder einige in Reime gebrachte Lebenszeichen von ſich, und ſoll, wie die Sage lautet, gegenwärtig noch exiſtiren.

Das Hoftheater kränkelte ſehr, man wandte ſich an Herrn von Küſtner in München. Die dem Status quo unentbehrliche Hofphiloſophie ſollte neu etablirt werden, und man berief den Herrn von Schelling aus München. — Der König von Baiern hat mit anerkennungswerther Uneigennützigkeit dieſe drei Männer nach Berlin auf einige Jahre geborgt, damit „zum größern Ruhme Gottes“ der loyale, katholiſche Geiſt von Iſar-Athen auf das denkfrivole, proteſtantiſche Spree-Athen geimpft werde. Wie Iphigenie im Lande der Scythen, ſo mögen ſich dieſe drei, an die Siroccoluft des Münchner Katholicismus gewöhnten Männer in Berlin vorkommen, allwo die Orthodoxie, wie die Ananas, in den Treibhäuſern der Hofgärten gezogen wird; und wie oft

mögen ſie mit jener Prieſterin der Diana ſeufzend ausrufen: „Es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hierher!“

Die Münchner in Berlin könnten einem Bühnendichter der Zukunft ergiebigen Stoff zu einem welthiſtoriſchen Vaudeville liefern, mit rührenden Liedern voll Sehnſucht nach der fernen, lieben Iſarſtadt, und mit Chören, in welchen der Pater Goßler und ſeine Clariſſennonnen die Brummſtimmen ſingen! —

Um die peinliche, exotiſche Stellung der genannten drei Männer in Berlin ganz zu begreifen, bedarf es nur einer Charakteriſtik ihres bisherigen, ſtreng katholiſchen Wirkens und Wandelns auf dem geweihten Boden der frommen Stadt München.

Cornelius iſt ein ſo ſtreng katholiſcher Künſtler, daß er auch unter Ferdinand und Iſabelle zum Hofmaler hätte ernannt werden dürfen. Da iſt nichts von dem bloßen Mondſchein-Katholicismus, mit weißgekleideten Engeln, welche Glaube, Liebe, Hoffnung vorſtellen; kein zierlich ſentimentales Geflechte von Lilienſtengeln, Dornenkronen und Paſſionsblumen; keine Kirchgängerinnen mit ſittig geſenkten Augen; das katholiſche Genie des Ritters Cornelius iſt ein ganzes Inquiſitionstribunal mit Marterinſtrumenten und Ketzerautodafés. — Cornelius malt mit der dichteriſchen Grauſamkeit eines Dante jüngſte al fresco Gerichte, in denen man die Sünder und Sünderinnen der Aufklärung mitten unter den praſſelnden

Flammen des Fegfeuers ihre Arme winselnd emporheben sieht zu den zu spät angerufenen Heiligen; Ketzer mit Luthersphysiognomieen, die, von den raffinirtesten Qualen der Verdammniß gepeinigt, aufschreien zur heiligen Maria, welche im schönsten Ultramarinhimmel und reicher Vergoldung bittet für die armen Sünder hoch oben in der Ludwigskirche zu München. Selbst durch die genialen Göttergeschichten, mit welchen Cornelius den Hesiod am Plafond der Glyptothek illustrirte, weht ein ultramontaner Geist. Der götterfreudige Hellenismus ist von einem gewissen Zuge christlicher Resignation, von katholischer Philosophie der Mythologie durchdrungen. Und wenn von außen das Ave-Mariageläute hineintönt und die duftige Abenddämmerung über den Plafond spielt, da bedünkt es Einen fast, als erhebe sich Zeus vom frohen Göttermahle, um als zürnender Hildebrand von seinem Throne römische Blitze auf die Erde zu schleudern; dann verschwimmt der liebliche Ganymed mit dem Nectar schlürfenden Adler zur Seite in den Evangelisten Johannes, die rosige Aphrodite erscheint als heilige Sünderin Magdalena vor der Buße, und die braunen Bachanten verwandeln sich in taumelnde Capuziner, die sich auf einer Wallfahrt bene gethan; und Apoll wirft seine goldene Leier fort, um an irgend einem Martyrer die Marsyasarbeit vorzunehmen. Aus dem nahen Bachussaale aber hört man ganz

deutlich den von seinem Rausche wieder erwachten barbarinischen Faun lachen über die Münchner Götterwirthschaft.

Wie soll der ultrakatholische Freskomaler Cornelius in Berlin Raum zu Schöpfungen finden? — Das ist eine Frage, die wahrlich leichter aufzuwerfen als zu beantworten ist. Möglich, daß der Meister mit Nutzen in Berlin Ketzerphysiognomien studirt zu einem neuen Münchner Fegefeuer-Carton; nicht unmöglich ist's aber auch, daß er für künftige Heiligenbilder bessere katholische Studienköpfe in Berlin aufzufinden hofft, als in München.

Der Herr von Küstner wurde von München als Hoftheaterintendant in partibus infidelium nach Berlin gesandt, mit der geheimen Mission, wie man sagt, das krittliche Berliner Theaterpublicum auf seinen Umwegen über die Bretter zur Antigone und Racine's Athalie zu bekehren.

Ein Hoftheaterintendant darf sich eigentlich jedesmal nur zu der Religion bekennen, welche das Tagesrepertoir vorschreibt; allein die amtliche Stellung eines Münchner Hoftheaterintendanten ist eine durchaus katholische. Herr von Küstner war, was seine Vorgänger gewesen sind und was seine Nachfolger sein werden: unter königl. baier'schen Auspicien Papst des Münchner Hoftheaters. Er hatte nicht bloß das Investitur-

recht für die Ballettänzerinnen; er führte nicht bloß die Petrusschlüssel zu binden und zu lösen die Contracte der Schauspieler und Sänger, je nachdem es ihm der heilige Geist der Wittelsbacher Majestät gebot; er gab nicht bloß aus seiner Theatergarderobe die Costüme für die Statisten bei der Frohnleichnamsprocession her, um die Bestrebungen der Ultramontanen durch Garderoben zu unterstützen, er war dort auch — und das ist die Hauptsache — dogmatisch infallibel! — Wehe, dreimal wehe! dem Münchner Theaterrecensenten, der es wagt, das dortige Hoftheater und was dazu gehört, nicht zu loben, sondern zu tadeln! Er mag sich glücklich schätzen, wenn er noch mit einer Abbitte vor dem Bilde des Intendanten davon kommt, und wenn er, als deutscher Ausländer, per Schub über die Gränze anstatt in die Frohnveste gebracht wird. — Ein Münchner Hoftheaterzettel ist unantastbarer, als die baierische Charte! — — Und welche Zukunft erwartet den ehemaligen Münchner Hoftheaterpapst in dem ketzerischen Berlin, vor dessen kritischem Kunstprotestantismus sich nicht einmal der unschuldige Kölnerdom ausbauen lassen kann? — Welches Dogma hält ein Berliner Recensent heilig, wenn nicht etwa die Lehre vom Freibillet? — Was soll Herr von Küstner mit einem Parterre anfangen, an dessen Theatermuthe die Macht der allmächtigen Polizei scheiterte und das selbst Racine's Athalie auszu-

pfeifen wagt, trotz der frommen, imposanten Hofclaque des ersten Ranges? Das einzige Mittel, durch welches Herr von Küstner auch in Berlin sich mit der Zeit einen dogmatisch unantastbaren Charakter erwerben könnte, wäre, daß er das Ballet und die große Oper unter den Schutz der Evangelischen Kirchenzeitung stellte!

Die schwierigste Aufgabe ist indeß dem Herrn von Schelling zugedacht.

In unserm intelligenten Staate bedient man sich nämlich nicht bloß der gewöhnlichen dämpfenden Polizeimittel, um Aufwallungen im Blute des Volkes zu beschwichtigen, als da sind: Gensdarmen, Hausvogteien, Bücherconfiscationen, Zeitungsverbote, Censur, Daumenschrauben, literarische Zeitungen u. dgl. m., sondern auch der vom *Status quo* besoldeten Philosophie, deren Aufgabe es ist, sowohl jedem wichtigern Gesetze, als auch jeder Polizeiverfügung eine metaphysische Unterlage zu geben und auf ein philosophisches Princip zurückzuführen, durch welchen Proceß unsere sogenannten garantirten Zustände entstehen. — Diese vom Staate patentirte Philosophie wird als Rattengift gegen demagogische Umtriebe benutzt, und die concessionirten, literarischen Kammerjäger treiben damit ihren Kleinhandel. — Lange streute man die Hegel'sche Philosophie als solches Rattengift aus in den Hörsälen und sogar in den Consistorien. — Man machte

Einreibungen von Hegel'scher Philosophie in die Ueberzüge der Staatsrathssessel, in die Talare der Generalsuperintendenten, in sämmtliche Armeeuniformen, in die 24 Bücher von Kamptz und in die 365 Nachtmützen des deutschen Michels, um diese ehrwürdigen Erbstücke vor dem Rattenzahne der Zeit zu schützen; und noch vor Kurzem sogar hat die Staatszeitung den Anachronismus begangen, den bekannten Entwurf einer neuen Ehescheidungsordonnanz mit etwas Hegel zu versetzen.

Allein eines Tages entdeckte man, daß die Hegel'sche Philosophie nicht Gift, sondern reiner Zucker für den um sich greifenden Freiheitssinn wäre. Das Pentagramm, mit welchem man den gefürchteten Geist von der Schwelle abhalten wollte, war schon längst zernagt, und nicht bloß von Katheder und Kanzel predigte der neue Geist, sondern selbst im Staatsrathe hörte man mit Grausen sein mephistopheliſches Lachen. Der Status quo hatte die Schlange an seinem Busen genährt, welche das grau theoretische Deutschland heimlich die verführerische Frucht vom Baume der Erkenntniß kosten ließ. — Man entdeckte mit Entsetzen, daß die Hegel'sche Philosophie ein vollständiger Revolutionsconvent sei, mit Sumpf, Thal und Berg, und daß selbst in Berlin die terroristischen Denkguillotinen unausgesetzt in Bewegung waren, um die Maximen des absoluten Stillstandes zu köpfen. Es ist unglaublich, wie viele obscure

Dogmen in kurzer Zeit von den drei Hegel'schen Schreckensmännern Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer hingerichtet, und wie viele ultraservile, politische Lehren durch den kecken Ruge, der mit seinem literarischen Fallbeile von Halle nach Leipzig wanderte, in Anklagestand versetzt und verurtheilt worden sind. — Die bestürzten Männer des Stillstandes wollten sich aus Verzweiflung das Haar ausraufen und machten noch bestürzter die Entdeckung, daß sie dies mit dem Kopfe schon längst verloren hätten. — Die Berliner Frommen flüchteten sich, im panischen Schrecken über diese geistigen Septembriseurs, in die evangelische Kirchenzeitung, in welcher sie auch das letzte noch nicht mit Brettern vernagelte Fenster verbarrikadirten, oder in den Verein zum historischen Christus. — Sich von hier aus mit denselben Waffen zu vertheidigen, mit denen sie angegriffen wurden, nämlich mit geistigen, dazu hatte sie nicht den Muth und nicht das Vertrauen zu sich selbst. Sie zogen es vor, die Verdammungsbulle: »In cœna Dominiæ, gegen die Ketzer zu verlesen und die Gensdarmen über sie zu schicken. Wir kennen das Schicksal der genannten Männer und ihrer Lehren. —

Aber es fehlte in Berlin jetzt der Weltweise, den der Stabilismus dringender als je brauchte, zur Verstärkung seines geistigen Gensdarmeriecorps. An Candidaten war kein Mangel; sogar der Sänger einer

„Friedensstimme aus Ostpreußen“ und das „Etwas von hohlem Liberalismus“ sollen auf den erledigten Lehrstuhl Hegels Anspruch gemacht haben. — Allein mit solchen anonymen Philosophen war dem bedrängten Status quo nicht gedient; — man brauchte einen Namen, der Schrecken einflößte, einen philosophischen Alba, der in Berlin einrücken sollte mit spanischen Gesetzen.

Die Wahl fiel auf Herrn von Schelling, welcher leibte, lebte und lehrte in der frommen Stadt München, allwo die griechischen Götter mit tonsurirten Mönchen Arm in Arm die Straßen durchwandern, Bier trinken und die erhabenen königlichen Participialarchitekturen bewundern.

Am 15. November des Jahres 1841 nach Christi Geburt las Schelling seine erste philosophische Messe in Berlin im dichtgedrängten Auditorium Nr. 6 vor Katechumenen aller drei Grade, der bloß Hörenden (auditores), der Kniebeugenden (genuflectentes) und der Erleuchteten (electi). Indeß verloren sich die Auditores, von denen die meisten Hegel'sche Heiden waren, sehr bald, und Herr von Schelling verkündete seine Offenbarung nur noch den gläubigen Jüngern, welche vor ihm auf den „Knieen ihres Herzens“ lagen, wie jener Irländer sich ausdrückte, und ihres Kopfes, wie wir hinzusetzen wollen, und welche erleuchtet waren von dem

neuentdeckten latenten Lichte, das auch unterm Scheffel wirken soll.

Wenn wir Schellings Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung eine Messe genannt haben, so sprechen wir keineswegs im Sinne der Münchener historisch-politischen Blätter, welche mit dem Schellingschen Katholicismus schwerlich zufrieden sein können, sondern in Bezug auf den eigenthümlich katholischen, sowohl innerlichen als äußerlichen Cultus, welchen Schelling in die von ihm gestiftete und getragene philosophische Kirche eingeführt. — Wer in diese unsichtbare Kirche aufgenommen sein will, muß an der Schwelle erst die „spanischen Schnürstiefel der Logik" ausziehen, um als philosophischer Barfüßer eintreten zu können. Er muß den bösen Löwen des Denkens in sich unterdrücken, durch hingebenden Glauben an die Wundermystik der Offenbarungsphilosophie. Er muß an die Jacobsleiter glauben, welche vom Schelling'schen Katheder zum Himmel reicht, und auf welcher die Schellingschen geflügelten Einbildungskräfte auf- und niedersteigen und sich die goldenen Eimer reichen; er muß glauben, daß Chronos seine guten dogmatischen Gründe aus der Philosophie der Mythologie hatte, um an seinem Erzeuger Uranos dieselbe Handlung vorzunehmen, welche Origines später an sich selbst verübte; er muß an die metaphysische Windrose glauben, nach welcher Schelling

auf seinen abenteuerlichen philosophischen Entdeckungsreisen die nordwestliche Durchfahrt zum absoluten Gott finden wird; kurz, er muß fast eben so viel unbedingt glauben, als gegenwärtig ein Schulamtscandidat im Examen oder ein ordentlicher Professor der Theologie, welcher auf Zulage Anspruch machen will.

Auch der äußerliche Ritus des Schelling'schen Collegiums hat etwas Feierliches, kirchlich Mystisches. Zuerst verpflichtet Schelling seine Zuhörer, nichts nachzuschreiben und auch gegen Niemanden etwas auszuplaudern von Allem, was sie sehen und hören werden. Schon diese Mahnung erregt eine schauerliche Stimmung, wie vor einer Geisterbeschwörung, und läßt wunderbare Mysterien erwarten.

„Nun sitzen sie, mit hohen Augenbraunen,
Gelassen da und möchten gern erstaunen."

Jetzt zieht der Meister das verhängnißvolle Heft aus der Tasche, nimmt bedächtig eine Prise und liest mit der kalten Sicherheit eines katholischen Geistlichen, der das, was er zu sagen hat, schon auswendig kennt, seine philosophische Messe. Die Ministrantendienste verrichtet Schelling selbst. Er schwingt mit eigenen Händen das Weihrauchfaß, daß die blauen Gedankennebel in dicken Gewölken die Köpfe der andächtigen Laien umlagern; er knieet rechts, er knieet links vor seinen Hochaltar der absoluten Identität. Jetzt klingeln seine Worte plötzlich

ihre — Poesie. Die kühnen Visionen, die romantischen Schöpfungsprocesse des Schellingianismus zerstäuben an dem noch kühnern Scharfsinne, an der grausamen, kalten Kritik der Hegelianer. — In München war Schelling groß; dort ruhte er sicher auf den Lorbeeren, welche seine ehemaligen geistigen Thaten ihm errungen; aber sein tragisches Schicksal führte ihn nach Berlin, um ihn zur Caricatur der unglücklichsten Reactionspolitik zu machen.

Aus seiner Lehre von den Potenzen wird die impotente Berliner Maßregelwirthschaft keine neuen Kräfte saugen. Für die Wissenschaft ist Schelling bereits ein Mythos geworden, und wir werden es bald erleben, daß uns durch die Amtsblätter der Glaube an den historischen Schelling befohlen wird.

Ueber zwanzig Bogen.

Es hat einmal Jemand, der's aus den sichersten Quellen wissen konnte, behauptet, daß unser Staat nichts Anderes sei, als eine Erziehungsanstalt für seine ewig minorennen Bürger, mit einem souveränen, erblichen Directorate und vielen Tausenden von Lehrern und Zuchtmeistern, die auf Lebenszeit mit Ansprüchen auf die gesetzliche Pension angestellt sind, und zwar von —

Gottes Gnaden. — Gott aber weiß am beſten, was er thut, und ſchon aus dem Grunde wär's eine Sünde und eine Schande, dieſer fromm kindlichen Anſicht vom Staate zu widerſprechen, ganz abgeſehen davon, daß es nicht einmal polizeilich erlaubt iſt. — Wie leicht wird es nicht jeder harmloſen Phantaſie, ſich dieſen pädagogiſchen Staat zu vergegenwärtigen? Nur wenige Züge reichen zu dem Beweiſe hin, daß eine franzöſiſche Penſionsanſtalt für Töchter gebildeter Stände kaum beſſer und fürſorglicher organiſirt ſein kann, als unſer großes **Fridericianum** mit ſeinen 15 Millionen Unmündigen!

Jedes neugeborne Kind wird ſogleich als Zögling des Staatspädagogiums aufgenommen und nach vorhergegangener, ſorgfältiger Prüfung — denn Examina ſind die Seele unſers Staates — ob es hoch-, hochwohl-, wohl- oder nur ſchlichtweg geboren ſei, ob es ſich von, auf oder in ſchreibe, gleich am erſten Geburtstage, ſeinem Verdienſte gemäß, in die höchſten Claſſen oder in die niedrigſten verſetzt. — Dieſer Act der Gerechtigkeit muß ſchon ein günſtiges Vorurtheil für die Staatserziehungsanſtalt erwecken, auch wenn wir nicht ſo viel Rühmliches über ſie in den Oſterprogrammen und Gelegenheitsſchriften der Regierung leſen möchten.

Hinſichtlich der Beköſtigung herrſcht eine wahrhaft rouſſeauiſche Freiheit. Jeder Zögling darf ſo viel eſſen und trinken, als er habhaft werden kann, wenn er der

Schuladministration den ihr gebührenden Antheil abgegeben; wer nichts zu essen hat, der hungert, ganz ad libitum; Niemand wird in seinem diätetischen Gewissen auch nur im Geringsten beschränkt. Die Freiheit der bürgerlichen Verdauungskräfte ist so gut wie durch eine *Magna charta* garantirt. Indeß kommen die Hungernden herkömmlich in den unteren Classen vor, die Obern pflücken sich reichliches Obst von den Stammbäumen, was freilich nicht immer sättigen soll. — Am Geburtstage des Schulvorstandes werden in allen Classen Gedichte auswendig gelernt und aufgesagt, Blumen überreicht, Freudenthränen geweint u. dergl., wie die Schulgesetze solches vorschreiben.

Dafür schenkt auch der Vorstand an den großen Staatskinderfesten den lieben Kleinen allerlei Thierbilder, die an hübschen Bändern hangen, wobei Psychologen Gelegenheit haben, die interessante Bemerkung zu machen, daß die männlichen Schüler viel eitler auf bunten Bänderputz sind, als die verschrieenen weiblichen. — Da in dem Pädagogium männliche und weibliche Schüler zusammen erzogen werden, so ist es nicht zu verwundern, daß sich daselbst Liebesverhältnisse entspinnen. Die Schulvorsteher haben auch gar nichts dagegen, daß sich die Schüler unter einander verheirathen (eine Liberalität, die man in keiner Pensionsanstalt findet); aber trennen dürfen sie sich nicht mehr. Jeder verehelichte

Schüler ist bei seiner Frau auf Lebenszeit angestellt, und eben so umgekehrt. — Die Lectüre wird auf's Strengste beaufsichtigt, damit kein Schüler gefährliche Grundsätze aufsauge. Wer eine schriftliche Arbeit gemacht hat, der reicht sie dem ihm vorgesetzten Mitschüler ein, welcher Censor genannt wird. Für manche zeitungsschreibende Alumnen gibt's noch einen Nachcensor — nach der Analogie von — Nachrichter! — Diese Censoren brauchen nicht klüger zu sein, als der Schriftsteller, aber — dümmer; sie sollen auch nicht urtheilen, sondern streichen. Das Scholarchat vertraut hier dem Tacte der Beschränktheit:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übt in Einfalt des Censors Gemüth!"

Schlechte Censoren, d. h. solche, welche mehr denken und fühlen, als streichen, werden bald fortgejagt — von Rechtswegen. — Damit ein Jeder weiß, wonach er sich zu achten hat, sind die Schulgesetze auf's Ausführlichste in mehr als 100 dicken Bänden abgedruckt unter dem Namen: Landrecht, Kamptz, Gesetzsammlungen, Pandekten, Corpus Juris, Amtsblätter, „Fünf Männer," Ergänzungen u. s. w. Es kann sich daher Niemand mit Unwissenheit entschuldigen, als höchstens — im juristischen Examen. — Jeder Schüler, mag er nun in den Flegeljahren oder im Schwabenalter stehen, mag er ein Jahr oder achtzig Jahre

alt sein, wird als reif und selbstständig aus der Schule entlassen — sobald er stirbt. Er muß dann jenseits für sein eignes Fortkommen sorgen. Hat er sich hienieden bei Lebzeiten gut aufgeführt, so bekommt er allenfalls von seinem Generalsuperintendenten noch ein Sittenzeugniß und ein Empfehlungsschreiben an den lieben Gott mit, und dann ist sein Glück im Himmel gemacht.

Daß in einem solchen pädagogischen Musterstaate, hinter welchem der platonische weit zurückbleibt, keine Maßregel getroffen wird, die nicht zum Heile der lieben Kleinen gereicht, dürfte eine überflüssige Bemerkung sein, wenn nicht die „schlechte Presse" sich's herausgenommen hätte, oft das Gegentheil zu behaupten, wie solches erst neulich wieder mit der neuen, kinderfreundlichen Vergünstigung hinsichtlich der Censurfreiheit von Büchern über zwanzig Bogen geschehen ist. — Wir sind daher Willens, diese Maßregel sehr zu loben, und fordern talentvolle Dichter auf, diese Lobpreisung in gute Verse zu bringen, wenn sie's nicht vorziehen, lieber gegen Herwegh ihre gereimten Jamben zu schleudern, um sich eine Pension von 300 Thlrn. zu erfingen.

Wie Sparta sich vorzüglich die körperliche Erziehung seiner Bürger angelegen sein ließ, so sorgt bekanntlich unser Staat für die geistige. — Was Wunder also, daß ihm die Schriftsteller, und vor allen

die jüngern, sehr am Herzen liegen? — Wem sind nicht die vielen ausgezeichneten Gunstbezeugungen bekannt, welche den Schriftstellern vor allen übrigen Classen der bürgerlichen Gesellschaft zu Theil werden? — Für das Seelenheil der Schriftsteller wird eigens eine ganze Kaste von Censoren unterhalten, und ein Berichtigungsbureau ist bloß für sie eingerichtet worden, das freundlich jedes von ihnen begangene Versehen gut macht und mit dem Mantel der Liebe bedeckt. Schriftsteller werden zu Hofe eingeladen; man läßt sie, wie fürstliche Gäste, mit Gensdarmerie-Escorte bis an die Gränze begleiten; dann und wann werden auf höhere Anordnung ihre Papiere durchgesehen, wahrscheinlich, um ihre unquittirten Rechnungen aus Staatsmitteln zu bezahlen. Man erlaubt ihnen oft nicht, ihre Geistesproducte drucken zu lassen, damit die Blätter für literarische Unterhaltung sich nicht darüber moquiren; ja, man wirft ihnen sogar aus purer Liebe Criminalprocesse an den Hals, um die flüchtigen Geister auf irgend einer Festung — im Lande behalten zu können.

Nun bemerkte der Staat, daß seine lieben Schriftsteller ihr Talent zersplittern in lauter kleinen Erzeugnissen, die wenig Honorar einbringen und viel Aergerniß verursachen. Sie schreiben kleine Broschüren über die Haut- und Herzkrankheiten der Zeit, Vier Fragen, Zeitungs- und Journalartikel u. dergl. Unbequemes mehr.

Dieſe ungermaniſche, geiſtige Flüchtigkeit, welche jeder Erſcheinung an unſerm politiſchen Horizonte mit ſcharfer, ſprudelnder Kritik auf dem Fuße folgt, in leichten, zwangloſen Broſchüren; dieſe beißenden Impromptus zur Beurtheilung „Inländiſcher Zuſtände," welche ſelbſt den Frieden der Staatszeitung zu ſtören drohen, ſind durch Prohibitivſyſteme kaum auszurotten. Die Broſchüre flüchtet ſich über die chineſiſchen Staatsmauern hinaus in preßfreie Nachbarländer, und die kleinen Zeitungsabhandlungen wiſſen ſich bereits mit diplomatiſcher Glätte ſelbſt unter den ſchonungsloſen Händen des Cenſors durchzuwinden. — Man wählte daher das probate pädagogiſche Mittel, einen Tugendpreis für ſchriftſtelleriſche Ausdauer auszuſetzen, um auf dieſe Weiſe den gefährlichen Guerillaskrieg der Flugſchriften zu unterdrücken: Alle von Civiliſten verfaßten Werke von über zwanzig Bogen wurden für cenſurfrei erklärt! — Wie fein von unſern Staatspeſtalozzi's! Ueber zwanzig Druckbogen! Der Champagnerrauſch des Schriftſtellers reicht ſo weit nicht aus; der jugendliche, übermüthige Autor muß ſich zu dem zahmen Fleiße der guten alten Zeit bequemen; er muß ſitzen, bis die grüne, muthwillige Praxis in ihm zur grauen Theorie vertrocknet; um ſich nicht zu zerſtreuen, muß er ſich abſperren gegen die Phänomene des Tages, die er ſonſt mit ſeinen Gloſſen begleitete; er muß jeden Lakonismus einer goldnen Wahrheit ſo breit und fein

ſchlagen, daß er einen berittenen Gensdarmen damit ganz vergolden kann, und ſeine ſcharfen Epigramme werden auf dem 20 Bogen-Streckbette ſo gereckt, daß Kopf und Stachel nicht mehr zu unterſcheiden ſind. — Nur auf dieſem Wege gelangen wir wieder zur untergegangenen literariſchen Solidität des Deutſchthums. — Deutſchland wird wieder Quartanten und Folianten erzeugen. Der literariſchen Kampfluſt wird es deshalb nicht an voluminöſen Gegenſtänden fehlen. Man nimmt den bisher noch nicht ganz entſchiedenen Streit zwiſchen der Reuchliniſchen und Erasmiſchen Ausſprache wieder auf; man ſchreibt, wie Eiſenmanger, einen dicken Folianten gegen die Juden; über lateiniſche und griechiſche Ellipſen kann außerdem auch noch viel abgehandelt werden. — Die unverbeſſerlichen politiſchen Schriftſteller jedoch, welche durchaus die Intereſſen des Tages nicht loslaſſen wollen, werden auf einem Umwege über die papierne Brücke von 20 Bogen die bereits in's Werk geſetzten Regierungsmaßregeln ſchwerlich noch einholen. Das große Publicum hat außerdem nicht Geld und Geduld genug für dergleichen umfangreiche Lectüre.

Die frommen Generalſuperintendenten mögen dann ungeſtört die ſtrengſte Sabbathfeier und in Berlin die Clariſſennonnen einführen; man unterdrücke inländiſche, cenſirte Zeitungen, man entſetze Schullehrer ihrer Stelle, wenn ſie ſich mit der neueſten Geſchichte beſchäftigen;

man vernichte die Hör- und die Lehrfreiheit, kurz man thue, was man nicht laſſen kann; noch bevor die cenſurfreie Kritik ſolcher Thatſachen in zwanzig Druckbogen vor's Publicum tritt, iſt dieſes ſchon indifferent dagegen geworden, und der gute Michel hat ſich die Nachtmütze über beide Ohren gezogen, um gar nichts zu hören und ungeſtört zu ſchlafen.

Für raſche und kühne Schriftſteller, welche auf zwanzig Druckbogen eben ſo viel zu ſagen wiſſen, als auf einem (was gar nicht ſo leicht iſt, als man glauben möchte), ſind außerdem noch der geſtatteten Cenſurfreiheit geheime Clauſeln angehängt. — Die Polizei hat nämlich bei jeder ſolchen, von keinem Cenſor berührten, jungfräulichen Schrift das aus Figaros Hochzeit und ſonſt bekannte Droit du seigneur für die erſten 24 Stunden. — Findet ſich nun, wie der Ausdruck lautet, etwas „Gemeinſchädliches" in ſolchen Büchern, d. h. etwas, das, zu den Regierungsanſichten und Maßregeln genoſſen, wie ſpaniſcher Pfeffer auf Vanilleeis ſchmeckt, ſo wird ſothane Schrift an die höhere Behörde zum Koſten eingeſchickt. Mundet ſie dieſer nicht, ſo iſt ſie auf jeden Fall „gemeinſchädlich" und wird zugleich mit dem Schriftſteller confiscirt. Eine ſolche Schrift iſt nicht bloß cenſur-, ſondern auch vogelfrei! Auf dieſe Weiſe iſt auch der Polizei, die binnen 24 Stunden ganze Stöße dicker Bücher des heterogenſten Inhalts auf's Gründlichſte durch-

zuleſen verpflichtet iſt, Gelegenheit gegeben, auf eine ſchnelle Weiſe ſehr gelehrt zu werden, und das nächſte Buch, das bei Baſſe in Quedlinburg unter dem Titel erſcheint: „Die Kunſt, innerhalb 24 Stunden ein gründlicher, vielſeitiger Gelehrter zu werden", wird gewiß einen Polizeidirector zum Verfaſſer haben.

Wie wohlthätig ſonach dieſe neu feſtgeſetzte Belohnung des ſchriftſtelleriſchen Fleißes nach allen Seiten hin wirkt, bedarf wohl kaum noch einer weitern Auseinanderſetzung. — Soviel bisher bekannt geworden, iſt die Frau Majorin Paalzow in Berlin das erſte literariſche Roſenmädchen, welches für ſeinen umfangreichen dreibändigen Roman (Thomas Thyrnau) mit der Cenſurfreiheits-Prämie belohnt worden.

Soweit dieſe fliegenden Blätter aus dem Caricaturen-Portfolio des hinkenden Civil-Teufels, der, wie die Verfaſſerin des Thomas Thyrnau, welche als Frau Majorin nicht dem literariſchen Kriegsgeſetz unterworfen iſt, ſeine Memoiren cenſurfrei ſchreiben darf. Reichlichen Stoff zu vielen Einundzwanzig-Bogen-Werken liefern ihm die maßloſen Maßregler unſerer Zeit; denn vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt gegenwärtig kaum ein Schritt. — Die Pygmäen, die ſich dem giganten Zeitgeiſt in den Weg werfen, geberden ſich noch ganz ſo,

wie das Zwerggeſchlecht, deſſen Kämpfe der treffliche Jonathan Swift der Nachwelt überliefert hat. Sie eilen mit Feuereimern herbei, um die purpurne Morgenröthe durch Gießen auszulöſchen. Sie trommeln und blaſen Victoria, wenn ſie die Schreibfinger des Fortſchrittes in Daumenſchrauben preſſen; ſie glauben den göttlichen Prometheusfunken in der Menſchheit erſtickt zu haben, wenn ſie wie die Geier an der Leber des gefeſſelten deutſchen Michels hacken. Ach, ſie glauben ſo viel, daß ſelbſt über das ernſte Antlitz am Januskopfe des Volkes ein epigrammatiſches Lächeln zuckt, ein bedeutungsreiches Omen, das den Helden in der göttlichen Reactionskomödie unſrer Zeit zuruft:

„Ihr braucht nicht erſt auf die Weltgeſchichte
Zu warten, daß ſie Euch richte;
Ihr ſeid von Eurer Gegenwart gerichtet! —

III.

Des Freiherrn von Münchhauſen

neueſte Abenteuer.

(Von ihm ſelbſt erzählt.)

Wenn ich den Scherz will ernſthaft nehmen,
So ſoll mich Niemand d'rum beſchämen;
Und wenn ich den Ernſt will ſcherzhaft treiben,
So werd' ich immer derſelbe bleiben.

Göthe.

Vor allen Dingen gebe ich meine Cavalierparole darauf, daß Alles, was ich hier erzählen werde, nichts als die reine Wahrheit iſt, wie Alles, was bereits früher in den denkwürdigen Schriften derer von Münchhauſen der Welt erzählt worden. Dieſe Betheuerung ſollte eigentlich überflüſſig ſein, denn der Name Münchhauſen war, ſo lange die Weltgeſchichte exiſtirt, und noch etzliche Jahre darüber hinaus, von der Wahrheit unzertrennlich; ja, gerade dieſer Familientugend wegen bekleideten die Münchhauſens von jeher eine hohe Hofcharge bei den Potentaten des graueſten Heidenthums wie des grünſten Chriſtenthums, weil die Fürſten es wünſchten, daß auch die Wahrheit ihren Repräſentanten in der Nähe des Thrones hätte. — So war einer meiner Ahnen in dieſer Function an dem Hofe von Ninus und Semiramis angeſtellt, und auch

bei den zum Heile Germaniens im Jahre 1819 abgefaßten Carlsbader Beschlüssen fungirte ein Münchhausen als königlicher Wahrheitscommissarius. Hat die neueste Geschichte diesen letzten Umstand ignorirt, so mag sie ihre guten Gründe gehabt haben; die spätern, unparteiischen Historiker Deutschlands werden es jedoch anerkennend zu würdigen wissen, wie vielen Antheil die Münchhausens an den herrlichen Versprechungen hatten, welche den Deutschen nach den Befreiungskriegen gemacht worden.

Also wie gesagt, es wäre ganz und gar überflüssig, noch mit meiner Cavalierparole die Wahrheit meiner Erzählungen zu bekräftigen, wenn nicht leider der schnöde Geist des Skepticismus in der neuesten Zeit auf eine erschreckliche Weise bei uns um sich gegriffen hätte. — Die Deutschen bezweifeln jetzt Alles, was ihnen unter die Hände kommt, sogar das Schwarz auf Weiß, Farben, welche die deutsche Intelligenz sonst in ihrer Nationalcocarde am Hute trug, hat seinen Werth ververloren. — Wenn ihre unermüdlichen Nachtwächter ihnen officiell und aus den sichersten Quellen vorsingen, was die Glocke geschlagen hat, machen die Deutschen ein Fragezeichen hinterher! — Wenn die „guten Zeitungen“ von den bürgerlichen Freudenthränen erzählen, welche vor Kurzem ganz Hannover unter Wasser zu setzen drohten, so daß die Pionircompagnien commandirt werden mußten, mit Faschinen die Thränenfluthen abzudäm-

men, ſo kommt das dem Publikum gerade eben ſo wahrſcheinlich vor, als ob es läſe, daß der deutſche Bund dem Louis Philipp den Krieg erklärt hätte, weil dieſer die Franzoſen um die Früchte der Julirevolution betrogen. — Sogar unumſtößliche mathematiſche Wahrheiten werden jetzt ein Opfer der frechſten Zweifelſucht. So iſt es weltbekannt, daß unabänderlichen Beſchlüſſen zufolge das Jahr 1815 keinen Mai gehabt haben ſoll, weil entweder dieſes Jahr ſo mißrathen geweſen, daß es ſtatt 12 Monate nur 11 zur Welt brachte, oder weil der damalige Mai nichts, als ein fortgeſetzter April war. Dennoch gibt es jetzt noch immer Deutſche, welche die Anmaßung haben, zu behaupten, daß das Jahr 1815 allerdings einen Mai hatte, wie er ſelten im deutſchen Hoffnungskalender vorgekommen, einen ächten Wonnemond, mit ſchmetternden, conſtitutionellen Lerchen und mit Nachtigallen, welche niemals ſo zärtlich und voll geſchlagen in dem dämmernden Schatten des Teutoburger Waldes, und mit Maiglöckchen, welche ganz Deutſchland wach klingelten zu einem großen Nationalfeſte. — Und nicht bloß Poeten glauben an dieſen Mai und beſingen ihn noch immer, ſogar ernſte Proſaiker ſind von dieſer fixen Idee nicht zu befreien; ja, die jungen deutſchen Rangen ſind keck genug, den Maienbaum erklimmen zu wollen, der ſich nach ihrer Ausſage aus dem Jahre 1815 herſchreiben ſoll, und an deſſen Spitze

allerlei hübſche, glänzende Sachen als Preis für den, der ſie erreicht, befeſtigt ſind. Allein, wie alle deutſchen Hoffnungsbäume iſt auch dieſer Baum mit der bekannten königlich privilegirten Phraſenſeife glatt und ſchlüpfrig gemacht, und wenn die guten Jungen wirklich faſt bis oben gekommen ſind, fahren ſie mit einem Male blitzſchnell wieder hinunter und fallen einem Gensdarmen in die Arme.

Sogar die Exiſtenz derer von Münchhauſen wird jetzt bezweifelt. Man glaubt nämlich, daß Münchhauſen keine Perſon, ſondern ein ſymboliſcher Begriff wäre oder ein Pſeudonym für gewiſſe deutſche Autoren, die Mitarbeiter an der Cabinetsbibliothek ſind, und die ſonſt im Leben ſchlichte bürgerliche Namen führen, wie Ernſt, Auguſt, Ludwig, Friedrich, Carl, Ferdinand, Wilhelm u. ſ. w. — Das iſt nun auf Cavalierparole gänzlich unwahr und rein aus den Fingern geſogen. Die Freiherrn von Münchhauſen ſind nicht etwa mythiſche Phantome, ſondern hiſtoriſch mit Händen zu greifen, wie alle diejenigen, welche Mitglieder des Vereins zum hiſtoriſchen Münchhauſen ſind, es der Wahrheit gemäß bezeugen, und, wenn's verlangt wird, eidlich bekräftigen werden. — Einige wollten wieder behaupten, daß mit einem bekannten Ahnherrn, welcher im vorigen Jahrhundert ſeine wunderbaren, aber ſtreng wahrhaftigen Erlebniſſe der Welt erzählt, das Geſchlecht der Frei-

herrn von Münchhauſen erloſchen wäre. — Daß dieſe Behauptung eine nichtsnutzige Lüge ſei, beweist mein Onkel, welcher vor einigen Jahren durch Immermann in den literariſchen Salon eingeführt wurde, und beweiſe ich, ſein Neffe, der ich mich jetzt ſelbſt hier einführe. — Die Münchhauſens ſterben eben ſo wenig aus, wie die Könige von Thule, von denen immer Einer zur Zeit ſo lange trinkt, bis ihm die Augen übergehen, und wenn er in's Grab geſunken, iſt der andere ſchon wieder da und trinkt! —

Ja, man kann es den Deutſchen nicht zu oft wiederholen, was ihnen in neueſter Zeit ſo oft wiederholt worden iſt: Pectus est quod facit theologum! d. h.: „Wer glaubt, wird — angeſtellt und bekommt Zulage!“ — O! mein Deutſchland, willſt du angeſtellt ſein und Zulage erhalten, ſo glaube! glaube! glaube! — Ja glaube mir auf Cavalierparole, was ich dir jetzt erzählen werde.

Es war gerade in der Zeit, als ich als Präſident des Berliner Berichtigungs-Bureaus jährlich einen Gehalt von 2000 Rthlr. preuß. Courant bezog. — Doch zuvörderſt muß ich auseinanderſetzen, wie ich denn Präſident dieſes Bureaus geworden bin, nämlich als erſter Stifter oder vielmehr Erfinder dieſer Anſtalt.

Es iſt weltbekannt, daß meinem ganzen Stamme eine unüberwindliche Averſion gegen jedwede Unwahrheit,

ſelbſt gegen die kleinſte, unſchuldigſte Nothlüge angeboren iſt, mithin auch mir. Dies geht bei meiner Perſon ſo weit, daß auch der unbedeutendſte Druckfehler, z. B. ein verſetztes Comma, oder ein **u** ſtatt eines **n**, wie es leicht aus dem Setzkaſten vergriffen wird, mir die tiefſte Schamröthe auf die Wangen jagt, weil dergleichen Druckfehler doch an eine Art von optiſcher Lüge ſtreifen. — Ja, mir iſt nicht einmal die conventionelle Lüge möglich, irgend einem von meinen vielen Gläubigern freundlich herablaſſend einen „guten Morgen!“ zu wünſchen, wie praktiſche Menſchen und Freiherren ſolches zu thun gewohnt ſind, während ſie innerlich denken: „Hol' dich der Teufel!“ oder: „Ich wollte, du wäreſt, wo der Pfeffer wächst!“ oder: „Mit Freuden könnte ich dir ein Weniges den Hals umdrehen!“ und was dergleichen fromme Wünſche mehr ſind. Ich gehe lieber, um **wahr** zu bleiben, meinen Gläubigern ganz und gar aus dem Wege und bin niemals für ſie zu Hauſe, weil ich dann doch, der Wahrheit ſchnurſtracks zuwider, höflich gegen ſie ſein müßte.

Ich war einmal in Berlin zu einer äſthetiſchen Theegeſellſchaft eingeladen, allwo es nur ſehr dünne Butterbrodſchnittchen und ſehr dicke Literatur gab. — Es war daher nicht zu verwundern, daß die nagenden Faſern meines Magens mit meinen Geſichtsfibern in eine peinliche Correſpondenz traten, ſo daß ordentlich ein welt-

ſchmerzliches Zucken über mein Antlitz blitzte und ich beſonders dem weiblichen Theile der Geſellſchaft wegen meiner Byronsphyſiognomie höchſt intereſſant wurde. Es trat förmlich eine Pauſe ein, während welcher die Blicke des ganzen Kreiſes in ſtummer Bewunderung an meinem Geſichte hingen, bis endlich die Frau vom Hauſe die feierliche Stille durch die zart hervorgeliſpelte Frage unterbrach: „Herr von Münchhauſen, ſind Sie europamüde oder weltmüde?“ — „Hungrig, Frau Geheime Comerzienräthin!“ antwortete ich, und begeiſterte Alles durch die großartige Naivetät meines Selbſtbewußtſeins.

Bei dieſem unüberwindlichen Widerwillen gegen Alles, was mit der Unwahrheit, wenn auch nur im ſiebenten Grade, verwandt iſt, wird's Jeder wohl natürlich finden, daß mir der damals höchſt lügneriſche Zuſtand der liberalen Tagespreſſe ein Dorn im Auge und ein Pfahl im Fleiſche war. — Ich konnte die Rheiniſche Zeitung nicht auf eine Entfernung von 20 Schritten ſehen, ohne in Ohnmacht zu fallen, ja, ich konnte es förmlich Jedem noch Abends anriechen, ob er zum Frühſtück die verruchte Königsberger Zeitung mit ihren „Inländiſchen Zuſtänden“ geleſen. — Ein ſolcher Menſch hatte für mich einen brenzlichen Geruch, in welchem Assa fœtida mit Schwefel um die Oberherrſchaft kämpfte, und ſeine Nähe verurſachte mir Nervenübel. Die bloße zufällige Berührung der Leipziger Allgemeinen verſetzte

mich in krampfhafte galvanische Zuckungen, die nur dadurch wieder beschwichtigt werden konnten, daß man mir die evangelische Kirchenzeitung wie ein Senfpflaster auf den Magen legte und die neueste, zu einer Düte gedrehte Staatszeitung als Nachtmütze auf den Kopf stülpte. Diese bedenklichen Symptome rührten aber, wie gesagt, lediglich von den Lügen her, welche die genannten gottlosen Blätter täglich dem Publico auftischten — Lügen, die der guten officiellen Tagespresse stets so fremd bleiben, wie dem Teufel das Vaterunser.

Staatszeitungen *können*, genau genommen, gar nicht lügen, sie mögen sagen und drucken, was sie wollen. Gesetzt z. B., eine Staatszeitung behauptet: Deutschland ist glücklich, oder Raupach ist größer als Shakspeare, oder constitutionelle Verfassungen sind der Ruin der Völker, oder wir haben vollständige Preßfreiheit, oder Herr *Gruppe* ist ein großer Theologe und *Ernst August* ein zweiter *Marc Aurel*, so braucht das alles an dem Tage, an welchem die Zeitung ausgegeben wird, allerdings noch nicht wahr zu sein, allein am nächsten Tage wird durch Cabinetsordre oder Ministerialrescript *befohlen*, daß Deutschland glücklich, Raupach unsterblich, Constitutionen verderblich sein *sollen*, daß Herr Gruppe zum großen Theologen und Ernst August zum Marc Aurel ernannt worden — und die Staatszeitung ist glänzend gerechtfertigt. Freilich

mit der vollständigen Preßfreiheit ist's ein wenig häklich; allein man gibt eine neue Censurinstruction und befiehlt, daß die Presse auf diesem Wege als ganz frei zu betrachten ist, und wer etwas dagegen hat, dem soll doch gleich — — doch, ich will nicht fluchen! ich will nicht vergessen, daß ich Freiherr und Mitglied des frommen Frauenvereins in Berlin bin.

Also mir war der demoralisirte Zustand der schlechten Presse mehr als zuwider; allein es war auch meinem loyalen Herzen Bedürfniß den leider nicht wegzuläugnenden gefährlichen Einfluß der schlechten Presse dadurch zu paralysiren, daß ich sie systematisch wieder durch die Presse, da gerade, „wo das Gift eingeschenkt war", coram publico der Lügen zeihen und zu Schanden machen könnte. Ich reichte daher dem Ministerio einen scharfsinnig calculirten Plan zu einem neuen Berichtigungsbureau ein, das alle vagabundirenden Lügen der schlechten Zeitungspresse wie tolle Hunde auffangen und am nächsten Tage am Pranger der officiellen Presse zur Schau ausstellen sollte. — Für meinen ebenso sauber als sorgfältig ausgearbeiteten Plan erbat ich mir weiter keine Belohnung, als daß man mich zum Präsidenten dieses Bureaus ernennen möge, bloß damit es mir vergönnt sei, gegen meine eingefleischten Feinde, die Lügen, in Person zu Felde zu ziehen, und außerdem

noch 2000 Rthlr. Gehalt, was in Erwägung der hohen Wichtigkeit dieses Instituts mit Freuden genehmigt wurde.

Es ist durchaus überflüssig, diesen dem Ministerio überreichten Plan hier mitzutheilen, wenn ich erzähle, wie ich praktisch mein Verfahren danach gemodelt. — Ich hatte nämlich einen mir sehr zugethanen Jugendfreund, welcher als Professor der Philosophie an der Universität Salamanca fungirte. Dieser Professor war eigentlich sehr liberal, sogar ultra, wenigstens versicherte er dieses täglich seiner Frau unter vier Augen; auch hatte er die Courage, einigen sehr vertrauten Freunden zwischen seinen vier Pfählen, wenn er die Thüre vorher fest verriegelt, ganz leise die ungeheure Entdeckung mitzutheilen, daß das, was zu arg ist, zu arg ist! — Für das öffentliche literarische Leben — und dieser Professor sprach und schrieb viel — hatte er jedoch aus königlich spanischen Rücksichten auf seine Stellung u. s. w. einen eigenthümlichen Liberalismus adoptirt, der nach allen Seiten hin unschädlich und harmlos war, einen Liberalismus, wie ihn in unserer Zeit der loyalste Regierungs-Assessor hegen und aussprechen darf, ohne seine Carriere zu verderben. — Er hielt sich nämlich stets ängstlich fern von dem geräuschvollen Kampfe der Parteien, weil Ruhe die erste Bürgerpflicht eines Philosophen ist; aber von dem Dachfenster seines Hauses,

allwo er ziemlich ſicher ſein konnte, daß ihn auch kein Ricochetſchuß erreichen würde, ſah er mit einigem philoſophiſchen Behagen aus der Vogelperſpective das Scharmützel an. —

Hatten ſich jedoch die kämpfenden Parteien vom Schlachtfelde verzogen, dann war mein Philoſoph gleich unten, beſah ſich mit der größten Gründlichkeit die Wahlſtätte, machte Notizen über die Stellung der Heere und ihrer Manöver, ſkizzirte die Gruppen Verwundeter und Todter, wie ein Schlachtenmaler, und dann zog er nach Hauſe und ſchrieb ſeine Ilias nach Homer. — Hinter den Phänomenen des Tages war er ſtets wie ein eifriger Schmetterlingsjäger her. Er hatte zu dem Behufe ein großes Netz mit ſehr engen Maſchen, zwiſchen denen auch kein Phänomenchen, ſo groß wie ein Johanniswürmchen, wieder entſchlüpfen konnte. Mit dieſem Netze fing er die ganze Terminologie des Parteikampfes ein, alle die herumflatternden Stichwörter der Factionen und Fractionen, alle Loſungswörter der Tagesparole und was dergleichen mehr iſt. Nach einem ſolchen glücklichen Fange eilte er in die naturforſchende Geſellſchaft von Salamanca und hielt einen langen, ſehr behaglichen Vortrag über die Naturgeſchichte der Parteiphänomene, vom Parteileviathan herab bis zur Parteimilbe. Da er nun, wenn er die liberalen Tagesphänomene beſprach, auch der ganzen Terminologie des Liberalismus zu deren aus-

führlichen Erklärung bedurfte, so kam er sich in solchen Augenblicken so ungeheuer liberal vor, daß er vor sich selbst erschrak; die Besternten und Betreßten unter seinen Zuhörern aber sagten: „Einen solchen vernünftigen Liberalismus lassen wir uns wohl gefallen!“ — Um sich nichtsdestoweniger vor Mißverständnissen zu schützen, ließ der Professor nachher seine naturgeschichtlichen Abhandlungen mit der Vorbemerkung abdrucken, daß er sich gegen jede Mißdeutung, sowohl nach oben als nach unten, nach links wie nach rechts, nach Süd, Südwest, Süd-Südwest, West-Nordwest u. s. w. auf's Entschiedenste verwahren müsse, und berief sich, um sich noch sicherer zu stellen, auf das politische Glaubensbekenntniß eines spanischen Granden, das auch sein eignes wäre.

Diesem meinem vertrauten Freunde schrieb ich nun, daß er mir ganz nach Art des Netzes, mit welchem er auf die Begriffs- und die Phänomenjagd geht, ein ähnliches fertigen sollte, mit sehr engen Maschen, mit welchem ich die Zeitungslügen der „schlechten Presse“ einfangen wollte, also ein eigentliches Lügennetz oder Lügengewebe. — Da er nun noch ein zweites Begriffs- und Phänomensnetz übrig hatte, so schickte er mir sogleich dieses, mit der Bemerkung, daß solches auch zur Lügenfischerei äußerst zweckdienlich wäre, da selbst die kleinste Lügenbrut durch die Maschen nicht wieder entwischen könnte. Die Fischmeister aber, welche sonst strenge darauf zu

ſehen haben, daß die junge Brut geſchont werde, dürften ſich hier wohl ſchwerlich erlauben, von Amtswegen einen Einſpruch zu thun. —

Ich muß geſtehen, das Netz übertraf alle meine Erwartungen. Ich ſtellte ſogleich einen Verſuch damit an und fiſchte einen in der Rheiniſchen Zeitung enthaltenen Correſpondenz-Artikel aus Berlin damit auf. Das Wahre an dieſem Artikel lief ſogleich als reines Waſſer wieder durch, zuletzt aber krabbelten ein paar ganz kleine Lügen, welche dem unbewaffneten Auge kaum ſichtbar waren, am Boden meines Netzes als Gefangene herum und wurden ſogleich an die Expedition des Berichtigungsbureaus oder an die für Journallügen eingerichtete Pfefferſtube der literariſchen Zeitung zur weitern Verfügung abgeliefert. — Ich lag nun täglich mit meinen Gehilfen auf der Lauer, und es iſt männiglich bekannt, daß das Berichtigungsbureau in kurzer Zeit unter meiner Leitung Enormes geleiſtet. — Von welcher Art meine Amtsthätigkeit war, werde ich hier, ſoweit ſolches ohne Verletzung des Amtsgeheimniſſes thunlich iſt, am beſten durch ein Beiſpiel ſchlagend erläutern:

Geſetzt, die Hamburger Neue Zeitung enthielt eine Correſpondenznachricht aus Berlin über heftige Staatsrathsdebatten in Bezug auf das Eheſcheidungsgeſetz, über die durch miniſterielle Intervention verkümmerte Wirkſamkeit der ſtändiſchen Ausſchüſſe, über neue Beſchrän-

kungen der Presse u. drgl. m. Alles der strengsten Wahrheit gemäß; am Schlusse dieses Artikels heißt es jedoch: „Die neuen Helme, mit welchen unsre Infanterie bekleidet wird, werden einen viereckigen Schirm erhalten und oben in eine Messingspitze auslaufen.“ — Gleich darauf expedirt das Berichtigungsbureau an die Hamburger Neue Zeitung und an alle andern Tagesblätter, welche den besagten Artikel aufgenommen, folgende officielle und daher aufnahmspflichtige Depesche: „In No. 777 der Hamburger Neuen Zeitung behauptet ein Berliner Correspondent, daß die Infanteriehelme viereckige Schirme erhalten werden. Wir können jedoch aus den besten Quellen versichern, daß über diesen Gegenstand höhern Orts noch gar nichts verfügt ist, vielmehr liegt es bereits seit $1^1/_2$ Jahren dem Gutachten einer hohen Uniforms-Commission vor, ob es zweckmäßiger sei, den Schirm rund oder viereckig zu machen, und wir dürfen erst in einigen Monaten einer definitiven Entscheidung in dieser wichtigen Angelegenheit entgegensehen. Der Leichtsinn übrigens, mit welchem der Correspondent der Hamburger Neuen Zeitung eine solche grundlose Behauptung in den Tag hineinzuschreiben sich nicht entblödete, zeigt sattsam, was von seinen übrigen Angaben hinsichtlich der heftigen Staatsrathsdebatten über die Wirksamkeit der ständischen Ausschüsse, die Presse u. s. w. zu halten ist, und charakterisirt überhaupt die

Böswilligkeit und Lügenhaftigkeit, mit welchen die „ſchlechte Preſſe“ die Meinung irre führen will.“ — Vor einen ſolchen Berichtigungs-Artikel wird dann entweder ein * oder ein *B oder *M geſetzt, und die liberale Zeitung iſt auf dieſe Weiſe total blamirt. — Uebrigens geht meine Anſtalt mit der Cenſur Hand in Hand. Das Berichtigungsbureau ſtreicht nämlich alle Unwahrheiten an und der Cenſor ſtreicht alle Wahrheiten aus; allein nichts deſto weniger ſind die liberalen Zeitungen ſo halsſtarrig und übelwollend, daß ſie doch noch immer etwas zu ſagen wiſſen, ſo daß wir genöthigt ſind, ſie gänzlich, mit Haut und Haaren zu vertilgen.

Um indeß zur Sache zu kommen. Ich war alſo gerade in jener Zeit Chef des Berichtigungsbureaus, mit einem Jahrgehalte von 2000 Rthlr. pr. Courant, als mir endlich nach langem Sehnen das Glück zu Theil wurde, die Bekanntſchaft der famöſen Mühle von Sans-Souci zu machen. — Doch zuvor muß ich noch erzählen, warum gerade ich mich zu einer Bekanntſchaft hingezogen fühlte, die dem gewöhnlichen Menſchen des Alltags ſo ſonderbar erſcheinen muß. —

Für Mühlen nämlich, beſonders aber für Windmühlen, hatten die Münchhauſens von jeher eine Vorliebe, die faſt an Leidenſchaft gränzte, und die auch mir angeboren iſt, gewiß die Folge eines ſympathetiſchen

Zuges der Wahlverwandtschaft. — Wenige Sterbliche, vielleicht Keiner, der tapfre Hidalgo von la Mancha und die Münchhausens ausgenommen, waren wohl je im Stande, die tiefe, schauerliche Bedeutung, das tragische Pathos einer Windmühle zu begreifen oder auch nur leise zu ahnen, und ihr eine Thräne der Bewunderung wie der Rührung zu weihen. — Seht sie da stehen auf einem weiten, öden Blachfelde oder auf einem einsamen Sandhügel, in großartiger Resignation, wie ein riesiger Hüne, den ein Zauberspruch aus seinem Grabe gerufen, daß er, auf eine Stelle festgebannt, hinabschaue auf das Pygmäengeschlecht der modernen Zeit. Seht eine solche Mühle, wie sie an einem heißen, windstillen Tage das erhabene Bild der antiken, plastischen Ruhe darstellt. —

Jetzt sinkt die schwarze Nacht mit ihren geheimnißvollen Schauern auf die matte Erde hinab. Langgestreckte gespenstische Nebelgebilde, leichenhaft beleuchtet vom Monde, der mit phantastisch ziehendem Gewölke um die Herrschaft ringt, wälzen sich von leichten Nachtwinden getragen zur Mühle hin und flüstern ihr ein mystisches Geisterwort ins Ohr. Da ächzt sie plötzlich auf, wie von einem unnennbaren Schmerze ergriffen, regt ihre gewaltigen Gigantenarme, streckt diese bald beschwörend gen Himmel empor, bald läßt sie sie trauernd zur Erde sinken, bald breitet sie dieselben wieder aus, als wollte sie die ganze Welt an ihre Brust drücken, als

sänge sie begeistert unsers Schillers: „Seid umschlungen, Millionen!“ — und dazu noch das melodisch elegische Geklapper, als ob sie die Hexameter und Pentameter scandirte, mit welchen ein gekrönter Rhapsode die geduldigen stummen Mauern seiner Residenz al fresco bemalt; ach! wer in einem solchen Augenblicke von dem erhabenen Ahasversschmerz einer Windmühle nicht in seinem innersten Menschen ergriffen wird, der sollte verurtheilt werden, zeitlebens nichts Andres zu lesen, als Vega's Logarithmen und die Walhallagenossen! —

Der Müller-Arnoldschen Mühle wurde ich schon früher, als ich mich zum dritten Examen vorbereitete, von meinem guten Freunde, dem General-Mühlen-Inspector vorgestellt, und unter uns gesagt, wenn ich nicht durchgefallen bin, so hab' ich dies lediglich wohl den Aufschlüssen zu danken, welche mir diese Mühle über manche Tiefen der Jurisprudenz gegeben. — Allein von Kindheit auf verfolgte mich das Bild der Mühle von Sans-Souci, die das Ideal meiner Träume und meiner wachen Phantasien war; ich kann sagen, die Lorbeeren der Mühle von Sans-Souci ließen mich nicht schlafen! — Gern hätte ich mich ihr genähert; allein, wenn man die glorreiche historische Bedeutung erwägt, welche diese Mühle in den vaterländischen Annalen einnimmt, ihre hohe Stellung am Hofe von Potsdam, dann ihre schwere Berufspflichten, so wird man die blöde Scheu,

welche mich abhielt, ihr persönlich meine Verehrung auszusprechen, zu würdigen wissen. — Doch, meine Bescheidenheit wurde glänzend belohnt. Es war mir vorbehalten, die Mühle von Sans-Souci nicht bloß flüchtig kennen zu lernen, sondern epochemachend in ihr Schicksal einzugreifen.

Ich erhielt eines Tages von einem hohen Vorgesetzten den Befehl, mich unverzüglich mit dem nächsten Eisenbahnzuge nach Potsdam zu begeben, um der Mühle von Sans-Souci eine höchstwichtige Depesche zu überbringen. — Meine freudige Ueberraschung und meine zitternde Erwartung brauche ich wohl nicht noch zu schildern. — Von welchem Inhalte aber die Depesche war, wird der Verfolg meiner Erzählung lehren.

Ich flog fast noch schneller als die Locomotive, würde ich sagen, wenn jede Hyperbel nicht immer etwas nach den mir so verhaßten Lügen schmeckte.

In $35^1/_2$ Minuten war ich in Sans-Souci, etwa zwanzig Schritte von der Windmühle entfernt, welche in tiefer Melancholie in sich versunken dastand und meine Anwesenheit gar nicht merkte. Eine Ehrfurcht, welche zart fühlende Menschen immer dem Schmerze einer großen Seele zollen, hielt mich zurück, mich ihr unverzüglich zu nahen. — Ich sah ganz deutlich, wie sie sich einige Male mit den Flügeln die Thränen aus den Augen wischte, und hörte auf Cavalierparole mit eigenen Ohren,

wie ſie mit pathetiſcher Armgeſticulation folgenden Monolog hielt, den ich nicht zu unterbrechen wagte.

Monolog der Mühle von Sans-Souci.

Die glückliche Eintagsfliege ſchwärmt voll ungemeſſener Lebens- und Liebesluſt mit bunten Schmetterlingen und Libellen um die Wette im warmen duftigen Sonnenglanze; und wenn mit dem ſcheidenden Tage auch ihr Leben ſich neigt, dann ſtirbt ſie in dem Schooße einer holden Blume. — Und auch die Blume, die ihren Kelch zum bunten Sarge der kleinen Käferleiche hergegeben, ſinkt welk zuſammen, wenn ſie nicht mehr der Sonne und der Freude leben kann. Und Präſidenten und Generallieutenants ſterben, wenn ſie ihr funfzigjähriges Dienſtjubiläum gefeiert und mit einem neuen Stern decorirt worden; und Könige ſterben, wenn der immer matter ſchlagende Puls und das ſtockende Herz ihnen, zum erſten und zum letzten Male, wenn ſie aufhören Menſchen zu ſein, zeigt, daß ſie nichts als gewöhnliche Menſchen geweſen! — Und alle dieſe Leichen von Eintagsfliegen, Blumen, Präſidenten, Generallieutenants und Königen nimmt die Erde in ihren kühlen Schooß auf; ſie ruhen daſelbſt in Frieden und über ihrem gemeinſamen Grabe führen Frühling und Winter, Tod und Leben den ewigen, alten Wechſelreigen auf.

Nur ich unglückliche Mühle von Sans-Souci kann

nicht sterben, obwohl ich bin so todessehnig. Hier muß ich stehen, ein schauerlich einsames Denkmal der Gerechtigkeit, eine Memnonssäule, ewig tönend das alte Lied von dem Müller, dem Kammergerichte und dem Könige! —

Ihr thörichten Menschen, warum verweist Ihr die Gerechtigkeit in's Land der Fabel? — Warum baut Ihr Altäre, wo eine einsame Spur Euch zeigt, daß sie dann und wann auf Erden unter Euch gewandelt? — Warum begeistern sich Eure Dichter zu Jubelhymnen? warum schwingen Eure Staatspriester die Weihrauchsfässer? warum wird's mit allen Glocken im Lande ausgeläutet, wenn das Recht einmal das gewesen, was es ewig sein soll — eine Wahrheit? — — Ach, wären die Menschen nur weise und glücklich, so würden sie's vorziehen, jedem Opfer der Ungerechtigkeit ein ehernes Denkmal zu bauen, um alle Zeiten und alle Völker ernst zu warnen, daß sie im wachen Auge behalten mögen das Zünglein der Wage, auf welcher ihnen das Recht zugewogen wird; denn auch dieses Zünglein hatte sich einst zur Lüge hergegeben! — Wozu bedarf die Gerechtigkeit eines Denkmals? — Errichtet Ihr ein Denkmal der Sonne, die Euch und allen Gottescreaturen den warmen, hellen Tag bringt? — oder der Luft, in welcher Ihr das Leben einathmet?

Die Gerechtigkeit aber soll sein die helle, warme

Sonne Eurer zum Bürgerstaate umgeschaffenen Erde die Lebensluft, ohne welche Euer Staat nichts ist als ein großes, weites Grab!

Allein Ihr habt dieses Denkmal der Gerechtigkeit eines Königs errichtet! — Sagt mir doch, Ihr, die Ihr die Könige liebt, weil Ihr nun einmal nicht anders als sie lieben könnt; Ihr, die Ihr die Könige anbetet, sie mögen noch in Purpurwindeln liegen oder als kraftlose, kindische Greise mit dem Szepter spielen; Ihr, die Ihr im Könige den Abglanz Gottes selbst verehrt; die Ihr Euch und was Euch das Theuerste ist, willig opfert auf den Stufen des Thrones, den man in Zeiten der Noth den Altar des Vaterlandes nennt, — warum schmäht Ihr die Könige in Eurer Verehrung? — Warum preis't Ihr an ihnen als Tugend, was beim niedrigsten Eurer Bürger die Bedingung seiner Bürgerehre ist? Soll der Abglanz Gottes sich lossagen dürfen von dem göttlichsten aller Attribute, der Gerechtigkeit? Soll die Schaamröthe über Unrecht nicht noch brennender glüh'n, als der königliche Purpur? — Doch Ihr seid nicht glücklich! — Die Gerechtigkeit erscheint Euch nur in Jahrhunderten als glänzendes Meteor am nächtigen Himmel, und darum jubeln Eure Dichter und schwingen Eure Priester die Weihrauchfässer und läuten es die Glocken im Lande aus, damit die ganze Welt es erfahre, daß die Macht sich einmal freiwillig

dem Geſetze unterworfen, daß das Recht einmal ſtärker geweſen, als das Car tel est notre plaisir des Abſolutismus. Darum errichtet Ihr der Gerechtigkeit Denkſäulen, damit Euch Eure ſpäten Enkel es glauben, daß einſt ein ſolches Meteor geleuchtet den Völkern, welche glücklicher geweſen wären, hätten ſie weiſer ſein können; und darum ſtehe ich hier ein unſeliges Opfer Eures Mißgeſchicks und Eurer Thorheit, um einem mir entfremdeten Geſchlechte die alte Wundermähr von der Gerechtigkeit zu verkünden.

Wie eine Niobe ſah ich alle Kinder meines Jahrhunderts um mich fallen, tödtlich getroffen von dem Geſchoſſe der Zeit, das ſo ſicher trifft, wie die grauſamen Pfeile Apolls. Drei Generationen gingen vor meinen Augen unter; meine neidiſche Sehnſucht verfolgte ſie bis auf die Friedhöfe, wo ſie eingeſcharrt wurden; doch für mich hatte die Erde kein Grab. Die Leichenzüge dreier Könige zogen mit feierlichem Pompe an mir vorüber. Ich hörte den ſchmetternden Deſſauer Marſch und die Siegestacte der Marſeillaiſe. Ich habe den Philoſophen von Sans-Souci geſehen und Napoleon. Ich ſah die friſchen, freiwilligen Schaaren hinausziehen in den Kampf gegen die galliſchen Adler; ich ſah ſie heimkehren mit ſieggekrönten Fahnen, in Reihen, welche der grauſame Würgengel der Schlachten gelichtet, mit vielen Tauſenden von Verſtümmelten, deren

Wunden noch nachbluteten auf heimiſcher Erde; ich hörte es, wie die heilige Allianz bei dem dreieinigen Gotte ſchwur, ihre treuen Völker, die das heiße Herzblut dem Vaterlande geopfert, zu beglücken. Damals glaubte auch ich, daß ein Volk, welches ſo tapfer und ſo ſiegreich geweſen, auch glücklich werden müßte, und daß eine neu aufgehende Sonne der Gerechtigkeit erlöſen würde mich traurig einſames Denkmal der Anekdote von Sans-Souci! — Ach, mit den trüben Erfahrungen von faſt einem Jahrhundert bereichert, ließ ich mich dennoch von meinen Hoffnungen verführen zu dem leichtſinnigen politiſchen Aberglauben des gutmüthigen Volkes! — Abermals iſt ein Menſchenalter ſeitdem hingegangen, und hier ſtehe ich noch immer feſtgebannt und harre auf die Stunde meiner Erlöſung, welche vielleicht nie ſchlägt! — Warum mußte auch die tragiſche Ironie des Schickſals gerade mich, eine harmloſe Windmühle, zum Denkmal der Gerechtigkeit erwählen? — Die unſeligen Geiſter, welche verdammt ſind, ihrer irdiſchen Sünden wegen auf Erden zu wandeln, werden erlöst, wenn ihre Zeit erfüllt iſt, oder wenn durch eine That der Sterblichen ihr Bann gebrochen wird. — Selbſt die unſchlüſſige wittenbergiſch philoſophirende Hamletsnatur kann ſich nach langen Monologen endlich zur That ermannen und den armen, irrenden Geiſt der begrabenen Majeſtät von Dänemark er-

lösen, wird aber die Hamletsphilosophie des deutschen Volkes sich je ermannen zu dem Werke meiner endlichen Erlösung?!" —

Hier konnte ich mich nicht länger halten. Ich stürzte auf die Mühle los, umschlang sie mit einem Arm, während ich mit dem andern — Hand und Depesche hoch emporhielt. — „Ja, edle Mühle, Sie sind erlöst! — Lesen Sie hier! Das Kammergericht zweiter Instanz hat den Mann freigesprochen, der für ein freimüthiges, patriotisches Wort durch die erste Instanz verdammt sein sollte, seine Bürgerehre zu verlieren und im Kerker dafür zu büßen, daß er seinen Mitbürgern das Gesetz auslegte, in welchem ihnen ein heiliges Recht verbrieft ist. Ein neues Meteor der Gerechtigkeit ist aufgegangen, und Sie können nun in Frieden eingehen in die langersehnte Grabesruhe!" — Wir lagen uns sprachlos lange Zeit Brust an Brust. Die Mühle hielt mich mit vier Armen umschlungen, ich sie mit zweien, was gerade sechs ausmacht, eine Umarmung, wie sie so effectvoll noch bei keinem dramatischen Dichter der Neuzeit vorgekommen.

Endlich, nach einem langen, langen Kusse riß sich die Mühle aus meinen Armen los. „Und jetzt noch eine Bitte! Nenne mich Du!

Ich habe Deinesgleichen stets beneidet
Um dieses Vorrecht der Vertraulichkeit."

„Sei mein Freund,“ sprach sie mit fast von Thränen der Freude und der Wehmuth erstickter Stimme. — „In des Wortes verwegenster Bedeutung,“ erwiederte ich. „Und nun,“ fuhr sie fort, „nimm dies zum Andenken an diesen schönen Moment unsers Freundschaftbundes, der zugleich unsere Scheidestunde sein muß,“ und bei diesen Worten griff sie mit einem Flügel in ihren Busen hinein und zog einen Mühlstein hervor, den sie mir an einem himmelblau gewässerten Bande um den Hals hing. „Jetzt lebe wohl!“ — Mit abgewandtem Gesichte reichte sie mir einen Flügel, worauf ich noch einen heißen, langen Kuß drückte, und plötzlich war sie verschwunden. — Zu meinen Füßen aber sah ich einen mit frischen Blumen geschmückten Grabesrasen und darauf ein Kreuz mit folgender Inschrift:

„Hier ruht die Mühle von Sans-Souci. Durch Gerechtigkeit wurde sie zu einer langen Lebensstrafe verurtheilt, durch Gerechtigkeit wieder vom Leben zum Tode gebracht!

Wanderer, weihe ihrer Asche eine Thräne!“ —

Lange stand ich noch sinnend an diesem Grabe und dachte große Gedanken. Endlich aber rief mich die Signalglocke der Eisenbahn zur Rückkehr nach Berlin. Als ich — auf dem Wagen erst wieder zur Besinnung gekommen — den mir um den Hals hängenden Mühlstein, welcher die allgemeinste Aufmerksamkeit

meiner Mitpassagiere erregte, genau besah, fand ich, zu meinem Erstaunen, daß es ein Diamant vom reinsten Wasser war.

Wäre ich nun ein gewöhnlicher Romanschreiber, welcher seine Lügen unter dem Namen Poesie in die Welt hineinschickt, so würde ich das thun, was Jeder hier erwartet, nämlich die Geschichte mit der Windmühle von Sans-Souci hier geendigt sein lassen und meine Zuhörer in der elegisch wehmüthigen Stimmung erhalten, welche der schöne Tod der Mühle und der mit Blumen geschmückte Grabhügel, auf den der Freiherr von Münchhausen in malerisch tiefsinniger Stellung eine Thräne fallen läßt, in jeder gefühlvollen Seele nothwendig hervorrufen muß. — Allein da die strengste Wahrheit meinem Herzen Bedürfniß ist, so kann ich weder der Aesthetik noch der Rührung irgend einen Vorschub auf Kosten meiner Gewissensruhe leisten. Ja, mir ist es nicht einmal um den gewöhnlichen, erlaubten Kunstgriff der Ueberraschung zu thun, ich sage es jetzt gleich, daß die Mühle nochmals eine Rolle in meiner Erzählung spielt, und daß meine Zuhörer oder Leser nicht zu traurig sein mögen, denn die Geschichte endigt recht lustig mit einer Heirath.

Dies verhält sich aber, wie folgt:

Ich fuhr täglich auf der Eisenbahn nach Sans-

Souci, um das Grab meiner geliebten Mühle mit frischen Blumen zu schmücken, die ich mit meinen Thränen benetzt hatte, und um meinen Gedanken an der Ruhestätte nachzuhängen. — Es mochte etwa drei Wochen nach dem Hinscheiden des geliebten Wesens sein, als ich eines Tages mich mit tiefsinnig auf den Boden gesenkten Augen nach der Grabesstätte begab. — Wer schildert aber mein Entsetzen, als ich, an die Stelle gekommen, statt des Grabeshügels, die Mühle wieder dastehen fand, wie sie leibte und lebte, mit melancholisch langsam auf- und absteigenden Flügeln! — Das Blut gerann in meinen Adern, mein Haar sträubte sich, die Kehle war mir wie zugeschnürt. —— Die Mühle warf mir einen seelenvollen Blick zu, in welchem eine wahrhaft erhabene Trauer lag. Endlich war ich im Stande, folgende Worte hervorzupressen:

„Engel und Boten Gottes, steht uns bei!
Sei Du ein Geist des Segens, sei ein Kobold,
Bring' Himmelslüfte oder Dampf der Hölle,
Sei Dein Beginnen boshaft oder liebreich,
Du kommst in so fragwürdiger Gestalt,
Ich rede doch mit Dir." — —

„Gib Dir keine Mühe, mich weiter mit Hamlets Worten zu beschwören, lieber Münchhausen!" unterbrach mich schmerzlich lächelnd die Mühle; „es lohnt wahrlich nicht, so viel Poesie an mich zu verschwenden, denn die gemeinste Prosa, die schmählichste Criminalprosa hat mich

wieder aus meiner Grabesruhe in die Welt der problematischen Existenzen zurückgerufen. — Forsche nicht nach dem Wie? — Auch das Jenseits hat seine Amtsgeheimnisse, die nicht zu enthüllen sind. Nur so viel genüge Dir, daß in einer fernen Stadt unsers Vaterlandes, welche nahe an Rußland gränzt, die That der Gerechtigkeit, die mich erlöste, von andern Richtern, wenn auch nicht vereitelt, doch aus Menschenfurcht und Menschenrücksicht getrübt worden! — Ach, ich fürchte, daß mir noch das Loos zu Theil werden wird, nach dem Eure Dichter und Könige sich so oft vergebens sehnen, das Loos der Unsterblichkeit!"

Die kalte resignirte Prosa, mit welcher die Mühle das alles äußerte, erschütterte mich mehr, als wenn sie im gewählten Pathos ihren Schmerz herdeclamirt hätte. Es sprach sich gerade in ihrem fast leidenschaftslosen Tone der ganze verbissene Ingrimm einer nagenden Verzweiflung aus, der erhabene Schmerz eines gefesselten Titanen, der den Vulkan, welcher in seinem Innern wühlt, mit kaltem, keuschen Gletscherschnee bedeckt. Der Schmerz großer Seelen kleidet sich mit einer Decenz, welche kleine Menschen nicht begreifen.

Aber ich begriff die unglückliche Mühle von Sans-Souci und ihren namenlosen Schmerz, den ich nicht durch irgend eine Aeußerung des Beileids, welche doch zu sehr nach der Convenienz des Alltages geschmeckt hätte, ent-

weihen wollte. Ich drückte ſchweigend mit naſſen Augen einen ihrer Flügel an mein Herz: „Wir ſehen uns bald wieder!“ ſagte ich, und eilte von dannen.

Auf dem Rückwege beſchäftigte mich lediglich der Gedanke, wie der unglücklichſten aller Windmühlen zu helfen ſei. — Ich ſann lange ohne Erfolg hin und her. — Die Erlöſung etwa durch Connexionen mit Präſidenten herbeiführen zu wollen, wäre ein thörichtes, ſogar ſchädliches Beginnen geweſen, da nur ein freier, durch nichts getrübter Act der Gerechtigkeit dieſes große Werk vollſtändig vollbringen konnte. — Ich muß geſtehen, daß mir die Rechnungsablage über das Budget unſers Staatshaushalts, wie ich ſolches in Intervallen von drei, vier und ſieben Jahren behufs der Volksaufklärung für die Staatszeitung zu arbeiten gehabt, kaum ſo viel Kopfbrechens verurſachte, als der Gedanke, was ich denn eigentlich für meine theure Freundin von Sans-Souci thun könne:

Mit einem Male durchzuckte ein glücklicher Einfall, wie ein Blitz, meine Seele. „Ich hab's, ich hab's!“ ſchrie ich begeiſtert; „die Mühle muß heirathen!“ und dabei fuhr ich in meiner Ekſtaſe ſo mit den Händen nach allen Seiten um mich, daß einer der verdutzten Paſſagiere, welchem Diefenbach erſt vor Kurzem eine nagelneue griechiſche Naſe angeſetzt hatte, ſchon fürchtete, durch meine wilden Bewegungen um die Frucht der herrlichſten rhinoptaſtiſchen Operation gebracht zu werden, und daher

seinen Platz mit einem seiner Bekannten wechselte, welcher in sicherer Entfernung von mir saß. „Ja, sie muß heirathen, damit sie die schauerliche Einsamkeit weniger fühlt, damit im trauten Familienleben ihre Sehnsucht nach dem Grabe gemildert, vielleicht für immer gehoben werde."

Jetzt wird Jeder, der die Münchhausens nicht näher kennt, glauben, daß ich bei diesem Heirathsplane auch an mich dachte. Keineswegs. Die Freiherren von Münchhausen waren, als geborne Malteserritter, nie vermählt, sondern haben immer nur platonisch geliebt. — Sollte mir nun Jemand einwerfen, wie das wohl bei meinem uralten Stammbaume, der, wie bekannt, noch über die Weltgeschichte hinausgeht, möglich wäre, so begnüge er sich mit der Antwort, daß bei den Freiherren von Münchhausen noch kein Ding unmöglich gewesen. — „Ja, sie muß heirathen," so jubelte ich noch, als wir auf dem Berliner Bahnhof ankamen, „und zwar meinen Freund den unglücklichen Assessor, dann ist beiden geholfen!"

Mit meinem Freunde hatte es aber folgende Bewandtniß:

Dieser war seit mehreren Jahren unbesoldeter Assessor und hatte, obgleich er bürgerlich war, dennoch viele Schulden, was, wie man sich im Vertrauen erzählte, gerade eben darin seinen Grund haben sollte, weil er keinen Gehalt empfing. — Daß sich mein Freund nach Avancement und nach Besoldung sehnte, bedarf daher wohl kei-

ner Erwähnung. Endlich war eine beſoldete Stelle vacant; er meldete ſich dazu, in der freudigen Gewißheit, daß ſie ihm nicht entgehen werde, da er ein fleißiger, tüchtiger Arbeiter ohne Reſte war, und er ſich auch ſtets von Hofjäger- und dergleichen Exceſſen, zu denen nur geniale Leute von Geblüt zugelaſſen werden, fern gehalten hatte. Eines Tages wurde er auch richtig zu einem über dieſe Angelegenheit zu haltenden Colloquium zu ſeinem Chef citirt; denn ein Colloquium iſt heut' zu Tage die civiliſirte und humane Ueberſetzung des harten Wortes: Gewiſſens-Inquiſition!

Mit ſeinen grünſten Hoffnungen und ſeinem ſchwärzeſten Fracke ausgerüſtet — denn mein Freund hatte zwei ſchwarze Fracks, von denen der eine jedoch etwas in's Weißliche ſpielte — begab ſich der glückliche, unbeſoldete Aſſeſſor zu ſeinem Vorgeſetzten in der feſten Hoffnung, daß er dieſen als beſoldeter Aſſeſſor wieder verlaſſen werde. — Das Colloquium war von ſummariſcher Kürze.

„Sie ſind bürgerlich?"

„Aufzuwarten, Excellenz!"

„Haben Sie Schulden?"

„Ich muß geſtehen, Excellenz; aber" — —

„Wenn Sie geſtehen müſſen, daß Sie Schulden haben, ſo ſind Ihre Anſprüche auf eine Gehaltszulage völlig gehaltlos (der Präſident belächelte dabei wohlgefällig ſein feines Wortſpiel); vielmehr ertheile ich Ihnen

noch hiemit einen Disciplinar-Verweis wegen muthwilligen Schuldenmachens, und werde diesen in Ihre Conduitenliste eintragen lassen!“ —

„Aber Excellenz, ich werde im Stande sein, meine Schulden, die ich als unbesoldeter Assessor zu machen gezwungen war, aus dem ersten Jahresgehalte zu tilgen, welche die besoldete Stelle bringt!“ —

„Aus Ihren Räsonnements zu schließen, gehören Sie zu den unruhigen neuerungssüchtigen Köpfen, welche der Staat nicht gebrauchen kann. Ich werde Sie in eine Kategorie mit dem Assessor setzen, welcher sich anmaßte, in einer juristischen Zeitschrift einen wissenschaftlichen Aufsatz gegen das Ehegesetz zu schreiben und der daher niemals mehr zum Avancement vorgeschlagen werden darf. — Uebrigens bin ich höchlichst entrüstet über die Anmaßung, mit der Sie es wagen, auf eine Gehaltsstelle Ansprüche zu machen, da es doch Ihre Pflicht ist, zu wissen, daß nur Präsidenten und Räthe die gesetzliche Befugniß haben, Schulden zu machen, nicht aber Referendarien und Assessoren; und hiemit Gott befohlen!“

Todtenbleich stürzte der Assessor auf mein Zimmer. „Es ist Alles aus, wenn Du mir nicht so viel vorschießest, daß ich meine Schulden tilgen kann!“ schrie er mir entgegen. —

„Ich dir Geld vorschießen!“ rief ich, fast mitleidig mich und ihn belächelnd. „Weißt Du denn nicht, wie ich

selbst mit meinen Gläubigern stehe? — Die lumpigen 2000 Thaler, die ich vom Berichtigungs-Bureau ziehe, gehen darauf für Schnupftaback und Glacéhandschuhe und Theaterbillets!"

„Aber könntest Du nicht mir zu Liebe den brillantnen Mühlstein am himmelblauen Bande, wenn auch nicht verkaufen, wenigstens versetzen?" —

„Freund, davon rede mir nicht; dieser Stein wird nie wieder von meinem Halse kommen, selbst im Grabe nicht. — Doch damit Du siehst, daß ich Dir helfen will: hier hast Du eine bürgerlich farbige Eintrittskarte zu dem Hofmaskenfeste und hier einen rosenrothen, freilich schon etwas gebrauchten Domino, der sich bei Licht jedoch noch immer recht gut ausnimmt. Versuche damit Dein Glück. Gehe auf Abenteuer aus. Verliebe Dich in eine schöne Maske, besonders in eine reiche Adelige, die Dich, wie mir Deine bekannte Liebenswürdigkeit es verbürgt, bis zum Sterben wieder lieben wird. Die heirathest Du und bist ein gemachter Mann. Auf diese Weise nimmst Du Dir auch Satisfaction für den Paragraphen des schlesischen Adels-Statuts, welcher dem armen Adeligen unter Umständen erlaubt, ja anräth, eine reiche Bürgerliche zu heirathen, um mit dem bürgerlichen Gelde den dürren Stammbaum wieder frisch zu begießen. — Gehe und sei glücklich!" —

Mein Freund ging, war aber nicht glücklich. — Er

verfolgte durch die glänzenden, von buntem Gewühle belebten Räume eine als Königin der Nacht gekleidete Maske, deren Kostüm wie deren Haltung beim ersten Anblick seine Aufmerksamkeit und zehn Minuten später sein Herz unaufhaltsam anzog. Ihre unter der Larve hervorbrennenden Augen schienen ihn zur Verfolgung aufzufordern. Endlich als Alles sich demaskirte und die schöne Maske unter ihrer Larve auch ein leidliches Gesicht herausschälte, war es ihm vergönnt, sich an sie zu wenden. Die Aufregung seines Innern gab ihm Muth und Worte. — Er trug ihr auf der Stelle sein Herz und seine Hand an, doch, wie vom Donner gerührt, sank er zusammen, als ihm die so Angeredete erklärte, daß sie eine Clarissennonne aus dem Gefolge des Paters Gaßler wäre, und daß also von einer Heirath keine Rede sein könnte.

Wild stürzte er fort in den weißen Saal hinein, trat dabei dem König Nobel auf die Füße und soupirte aus Verzweifelung warm, was alles den bürgerlichen Gästen nicht erlaubt war, bis ihn ein Ordnungsmarschall mit den Worten andonnerte:

„Herr, wie kommen Sie dazu, im weißen Saale sich aufzuhalten und warm zu essen? — Haben Sie denn keine Idee von ständischer Gliederung?“ —

Mit diesen Worten wurde er mehr aus dem Saal hinausgeworfen als hinausgeschoben.

Wüthend kam mein Freund am nächsten Morgen zu mir. „Es ist aus mit mir; ich verzweifle; ich stürze mich entweder in die Spree oder lasse mich bei der literarischen Zeitung engagiren;“ und so rannte er wieder fort. Ich war ruhig; ich wußte, daß er beides nicht thun würde.

Am Tage nach diesem Vorfalle erlebte ich die tragische Scene in Sans-Souci und hatte auf der Eisenbahn den glücklichen Gedanken, zwei unglückliche, mir so theure Wesen durch eine Heirath wieder mit dem Leben auszusöhnen.

Ich eilte zum Assessor (der wirklich schon aus Verzweiflung einen Artikel für die literarische Zeitung unter der Feder hatte), theilte ihm die Geschichte mit der Windmühle und meinen Plan mit; stellte ihm vor, welch' eine ausgezeichnete Partie er an meiner Freundin von Sans-Souci machen würde. Die Mühle hat ihr hinreichendes Brod, eine feste Anstellung, ist bei Hofe angesehen, gegen ihren Ruf kann nicht das Mindeste aufgebracht werden, und ihr Herz kenne ich. —

Alle Einwendungen meines Freundes, daß es z. B. bedenklich wäre, eine Frau zu heirathen, die mit vier Armen um sich schlägt, die sich von jedem muthwilligen Windbeutel, er mag kommen, woher er wolle, die Cour machen ließe, und daß besonders das ewige inwendige Klappern den Hausfrieden stören müsse, schlug ich durch gewichtigere Gegengründe in die Luft. Zuletzt sagte ich ihm: „Heirathe Du nur immer getrost zu. Gefällt Dir

ſpäter Deine Frau nicht, ſo haſt Du ja ein vortreffliches Mittel, ſie immer los zu werden! Du wirſt nämlich Präſident, gibſt ein Beiſpiel von enormer Gerechtigkeit, und die Mühle von Sans-Souci verſchwindet für immer und Du biſt der glücklichſte Wittwer von der Welt. —

Dieſe Argumentation gab den Ausſchlag:

Mit der Mühle brauchte ich nicht viel über dieſen Gegenſtand zu ſprechen; ſie hatte ihr Schickſal ganz in meine Hände gelegt, ſie war gewiſſermaßen mein Adoptivkind.

Eines Tages hätte ein gefühlvoller Wandrer, der ſich nach Sans-Souci verirrt, Zeuge einer wahrhaft rührenden und herzerhebenden Scene ſein können. — Eine Windmühle und ein Aſſeſſor knieten vor dem Freiherrn von Münchhauſen, der ſegnend ſeine Hände über das liebende Paar ausſtreckte.

Die Mühle von Sans-Souci iſt jetzt glückliche Kammergerichts-Aſſeſſorin erſter Inſtanz, ihr Gatte hat ſeine Schulden bezahlt und wird durch den hiſtoriſchen Einfluß ſeines lieben Weibchens wohl bald zum Rath und dann zum Präſidenten avanciren.

Die Moral dieſer Geſchichte aber iſt, daß der Deutſche niemals verzweifeln ſoll; es findet ſich immer ein Münchhauſen, auf den er ſeine letzte Hoffnung ſtützen kann.

IV.

Zur Leichenfeier

des

hingeschiednen ersten Jahrtausends

des deutschen Reichs.

„Wenn Bettler ſterben, erſcheinen keine Kometen“, ſagte Cäſars Gattin Calpurina, um den Imperator vor den Iden des März zu warnen. Allein auch dieſe ſtolze aſtronomiſche Beobachtung am Himmel der Ariſtokratie iſt in unſrer Gegenwart zu Schanden geworden, wie ſo viele andre weiland reichsunmittelbare Ideen und Vorurtheile, die jetzt mediatiſirt ſind.

Ein Bettler iſt geſtorben und ein Komet iſt erſchienen; der Bettler aber iſt das erſte Jahrtauſend des deutſchen Reichs, und der Komet kein anderer als der jetzt plötzlich am Horizont aufgetauchte, eine Erſcheinung, welche ſelbſt die loyalſten deutſchen Aſtronomen mit einem Male zu himmliſchen Demagogen umwandeln konnte; denn dieſer Komet kam allen Sternkundigen wie eine himmliſche Juliordonnanz über den Hals, unerwartet, unberechnet, und es wäre daher kein Wunder, wenn unſre Sternwarten ſich empörten gegen ſolche Willkür unhiſtoriſcher Himmels-Ordonnanzen, und als Garantie

für die Zukunft eine octroyirte Sternencharte verlangten. — Der Himmel aber, der von jeher ein arger Feind ständiſcher Gliederung war und überhaupt voll communiſtiſcher Grundſätze, hat wieder dadurch, daß er einen Kometen abgeſandt, um einer Bettlerleiche die letzte Ehre zu erweiſen, gezeigt, wie er auf der Seite der Armen und des Volkes ſteht. Allein das Volk begreift in ſeiner Gedrücktheit den Himmel nicht, zu dem es kaum aufzuſchauen wagt, und darum iſt auch die frohe Zuverſicht der That von der Erde gewichen.

Der Himmel gießt ſeinen befruchtenden Regen auf die lechzenden Fluren hinab, damit die Erde ſich bräutlich ſchmücke mit der friſchen duftigen Pracht ihrer Wälder und Blüthen, zur Freude aller ihrer Menſchen, damit alle Menſchen geſättigt werden von der wuchernden Fülle ihrer Saaten; allein Millionen verſtoßener Kinder eines Vaters und einer Mutter verſchmachten mit ihrem Erdenbürgerbriefe in der Taſche, hungernd im Angeſichte der Segensfülle und Freude, welche von den Wenigen eingeerntet werden, die ihr Glück ein Recht nennen!

Der Himmel läßt zürnend ob ſolcher Frevel ſeine Donner rollen und ſchleudert ſeine Blitze in die ſtolzen Prachtbauten, welche die Hütten der Armuth hoch überragen, um eine Lehre zu geben den Gewaltigen und den Gedrückten; allein wenn die Wetter verhallt ſind und die

Mächtigen aufgehört zu zittern, dann verbieten ſie den Armen, die Donner gehört und die Blitze geſehen zu haben. — Der Himmel ſchickt den Gebeugten und Kleinmüthigen ſeine heiße, glühende Sonne, daß ſie das geduldige, zahme Blut in Gährung bringe, bis es aufwallt zur Thatkraft; allein die matten Sklaven ſinken bei ihrer ſchweren Frohnarbeit ohnmächtig zuſammen vor der Sonnengluth, welche ſie ſtärken ſollte. — Da ſendet der Himmel ſeine Todesengel auf die zertretene, geknechtete Erde, Hunger, Krieg, Fluthen, Feuer und Seuchen mit all' ihren Schrecken, um durch Jammer und Verzweiflung in dem ausgedörrten Herzen der Menſchen das ſtolze Bewußtſein ihres Menſchenrechts und ihrer eingebornen Gotteswürde und Gottesfreiheit zu erwecken; allein es gibt Völker, die auch dann die communiſtiſchen Lehren des Himmels nicht verſtehn, die in ihrer Unwiſſenheit ſein Strafgericht verläugnen, um, wie ihre geſchäftigen Pfaffen es ihnen rathen, noch zerknirſchter und inbrünſtiger den ſelbſtgeſchaffenen Götzen der Menſchengewalt und Menſchenſatzung anzubeten.

In unſerm Unmuthe wundern wir uns oft über die Geduld des Himmels mit unſrer Erdenwirthſchaft; aber wahrlich, der Himmel hat mehr Urſache, ſich über die ſchreiende Geduld der Menſchen zu verwundern, welche ruhig unter dem angeerbten Weh keuchen und erliegen — weil ſie Enkel ſind! —

Daß das dahin geſchiedne erſte Jahrtauſend des deutſchen Reichs ein Bettler geweſen, werden freilich alle diejenigen beſtreiten, welche viel mittelalterliches Hausgeräth aus ſeinem Nachlaſſe geerbt haben, wie z. B. alte Kölner Dome, gemalte Glasfenſter, allerlei Ritterwappen, dürre Stammbäume, zerfreſſene Pergamente aus der Bibliothek des hiſtoriſchen Rechts u. dgl. Allein, fragt die mehr als dreißig Millionen bürgerlichen Enkel, welche das Jahrtauſend hinterläßt, was ſie denn eigentlich geerbt, und ſie werden Euch wehmüthig antworten, daß ſie aus dem Dankbarkeitsfond ihres Herzens kaum die Begräbnißkoſten erſchwingen können, um die Leiche des tauſendjährigen deutſchen Reichs mit Ehren zu beſtatten.

Wohl ſind tauſend Jahre einer geſchichtlichen Volksexiſtenz für das kurzlebige Menſchengeſchlecht ein gigantiſcher Zeitgletſcher, zu deſſen umnebelten Höhen unſer gemeſſenes Bewußtſein nur mit Anſtrengung und Gefahren emporklimmen kann! Auch die reichſte Phantaſie iſt nicht reich genug, als ganzes Bild faſſen zu können eine tauſendjährige Geſchichte mit ihren Kämpfen und Leiden, mit ihren vielen Millionen Menſchen, welche einer kurzen Gegenwart angehörten, bis die geſchäftigen Todtengräber ſie alle einſcharrten, um Raum für neu anſtürmende Generationen zu machen, welche ebenfalls in den wilden Todtentanz der Zeit hinein gezogen wurden, bis

dieſe endlich zu uns gelangte, um auch uns ihre knöcherne Hand zu reichen! Wer kann es faſſen, wie von allen dieſen in Staub zerfallenen und verwehten Millionen jeder einzelne wieder ein Menſch für ſich war, mit ſeinen eigenſten Gedanken und Schmerzen, mit ſeiner Luſt, ſeiner Liebe und ſeinen großen und kleinen Leidenſchaften, mit ſeinen Laſtern und ſeinen Thorheiten? — Wer kann die beflügelten oder die matten Herzensſchläge jedes Einzelnen dieſer vernichteten Menſchen noch vernehmen, oder dem Gedanken nachkriechen, der in jedem Gehirn ſeine eigene, berechtigte Geſtaltung annahm?

Wenn wir daher die Geſchichte nach den Generationen ſchätzen, welche in ihr auf- und untergegangen ſind, dann wäre die tauſendjährige Geſchichte Deutſchlands eine ſehr reiche, denn ſie hat ungeheure Menſchenſummen verſpielt gegen die Zeit, und ſie iſt noch immer nicht erſchöpft; ſie ſetzt auch uns auf's Spiel, und wird uns verlieren.

Allein die Völker haben in der Beurtheilung ihrer Geſchichte das Recht des Eigennutzes. Sie fragen nicht nach den Summen derer, die vor ihnen gelebt; nicht danach, wie die Menſchen auf dem ihnen angewieſenen Erdenraume ſich gedrängt und geſtoßen haben; nicht nach den kleinen, allmäligen Uebergängen und Abſtufungen der alten Sitten und Anſchauungen bis zu dem, was wir das Moderne nennen; nicht danach, was ein einzelner privilegirter Stand als glorreich aus ſeiner

Vergangenheit präconisirt; sie messen vielmehr die Zeit nach dem Chronometer des politischen und geistigen Fortschrittes; sie fragen: Welche Flüsse stürzen sich denn von den Gletscherhöhen eines tausendjährigen Reiches herab, um unsere dürre Gegenwart zu erfrischen und zu befeuchten? — Welche Besitzthümer haben unsere Vorfahren durch ihr Blut und ihren Tod für uns, ihre Enkel, errungen? — Wo ist der Nachlaß jener Geister, welche vor uns gelebt und gelitten haben, um das feudale Dunkel ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft mit der Fackel der Erkenntniß zu verscheuchen? — Wo ist der Ertrag jener Erfindungen und Entdeckungen, auf welche unsere Nation so stolz ist? — Was haben diejenigen, welche sich zu den Vormündern der Völker aufgeworfen, mit dem Erbtheile unserer Freiheit gemacht?

Den Schlüssel zum Verständniß unserer entwürdigten Gegenwart bieten uns die wenigen Glanzpunkte unserer Vergangenheit. — Noch vor der Geburt des abgeschlossenen deutschen Reiches herrschte — Carl der Große, ein Mann im vollsten Vollgewichte des Wortes, dem man in seiner eisernen Zeit wohl den Schmuck der eisernen Krone gönnen durfte; und wer beherrscht jetzt das zersplitterte Deutschland? — Wo sind die großen Nachkommen des Großen noch aufzusuchen und zu finden? — Etwa in Coburg, allwo die Vertreter des Volkes verjagt werden, weil sie das Unglück ha-

ben, Sereniſſimus zu mißfallen? — Oder in Naſſau, Lippe-Detmold und all' den andern deutſchen Landen, deren Fürſten es dem großen Carl nachthun zu können glauben, wenn ſie ihre Unterthanen für beſiegte heidniſche Sachſen anſehen und danach behandeln? — Wahrlich, nie war ein Herrſcher ſo todt und ſo unſterblich, als der große Frankenkaiſer, deſſen Staub ruht im Dome zu Aachen, und deſſen Geiſt im Himmel ſein muß, denn auf Erden iſt in keinem genealogiſchen Kalender eine Spur von ihm zu finden!

Die Erfindung Gutenbergs, welche vor vier Jahrhunderten die Geiſter zu den Waffen und zum Siege rief gegen die Knechtſchaft des finſtern Feudalismus, dieſe kühne, unblutige That des deutſchen Genius, welche den ganzen Erdkreis ſich unterwarf, bezahlt das jetzige Deutſchland mit der Schmach der Cenſur! — In Spanien, allwo die Kerker der Inquiſition erſt durch den Attila der Aufklärung, durch Napoleon zerſtört wurden, herrſcht vollkommene Preßfreiheit, ebenſo unter den Schwarzen von St. Domingo und in den engliſchen Verbrecherkolonien von Auſtralien; nur Deutſchland, das mit ſtolzer Eiferſucht die Erfindung Gutenbergs gegen die Anſprüche anderer Nationen vertheidigt, das intelligente, ideale, tiefe, philoſophiſche Deutſchland iſt noch nicht reif, preßfrei zu ſein, wie Spanien, St. Domingo und Botany-Bay! — Ganz Deutſchland ſteht

in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts unter der Herrschaft der Censurknute, und gibt's in irgend einer fernen Provinz eines deutschen Landes keinen Mann mehr, welcher den Muth hat, das Amt eines Geistesschergen zu übernehmen, so wird aus der Residenz ein junger, williger Censursatrape geschickt, welcher den Maßstab seines beschränkten Unterthanenverstandes an den von Gott eingesetzten Geist legt, und der sicherlich Carriere macht, wenn er seinen Pflichteifer durch die Leichen von tausend gemordeten Gedanken legitimirt, wie man auch im Orient die abgeschnittenen Köpfe feindlicher Beduinen mit Prämien honorirt.

Vor länger als drei Jahrhunderten hat Martin Luther mit Wort und That protestirt gegen die Anmaßung der römischen Gottesstatthalterschaft auf Erden, und finden wir nicht in deutschen Ländern, deren Unterthanen, wie deren Fürsten, ihr Glaubensbekenntniß nach der großen That Luthers benannt haben, mehr als einen Statthalter Gottes auf Erden? — Steht nicht in jedem protestantischen Consistorium ein Stuhl Petri, auf welchem ein kleiner Papst das Amt der Schlüssel handhabt, und löset und bindet, und Blitze schleudert und Ketzer in den Bann thut? — Hat nicht das protestantische Deutschland noch täglich die Schmach protestantischer Canossatage zu ertragen?

Wahrlich, es bedarf keiner weitern Paralellzüge,

um die bittere Armuth darzustellen, in der unser erstes deutsches Jahrtausend gestorben ist, eine Armuth, welche gerade durch die deutsche Intelligenz noch greller gehoben wird; denn der deutsche Geist leuchtet in allen Winkeln umher, um nach dem Nachlasse von tausend Geschichtsjahren zu spähen, und überall findet er leere, ärmliche Räume, die ihn anstarren, oder eine Rumpelkammer voll mittelalterlichen, verkommenen Hausraths, das er gern den geistesarmen Majoratsherren überläßt, welche aus dem Moder noch einige Lappen hervorscharren, mit denen sie sich schmücken können.

Und weil dieses Jahrtausend auch so gar arm gewesen, haben, wie es einmal so der Weltlauf ist, die dreiunddreißig Millionen enterbten Enkel, welche dasselbe hinterläßt, es fast ganz und gar überhört, wie der Wecker in der großen Uhr der Zeiten rollend sein Pensum ablief, und wie die Scheere der Parze erklang, und das Richtschwert der Geschichte schauerlich in sich erdröhnte, gleich dem Schwerte des Scharfrichters in der Nähe eines ihm verfallenen Opfers.

Die deutschen Fürsten aber, die es sonst wohl lieben, mit ihren Völkern große und kleine geschichtliche Todtenfeste und Jubiläen gemeinschaftlich zu feiern, da sich bei solchen Gelegenheiten mancher Toast und mancher Trinkspruch, welche in unserer Zeit die Stelle der That vertreten, anbringen läßt, haben es dieses Mal aus

weiser Vorsicht unterlassen, ihren Unterthanen den Tod des heimgegangenen Jahrtausends durch schwarzgeränderte Amtsblätter und Staatszeitungen officiell anzuzeigen und eine Hof- wie allgemeine Landestrauer allerhöchst zu verordnen, weil sie bei diesem Anlaß noch mehr als vier Fragen der deutschen Nation fürchten, welche schwer zu beantworten sein würden.

Der Himmel selbst mußte sich daher der Bettlerleiche eines deutschen Jahrtausends erbarmen, und einen Kometen abschicken, der einsam den Sarg desselben auf den Friedhof der Zeiten geleitet.

Freilich ist sonst das Princip der Gleichheit unwandelbares Gesetz des Himmels. Er breitet liebend über die Leiche eines armen, müden Werkeltages denselben prächtigen, silbergestickten Trauerteppich aus, der sich über den letzten Tag einer großen Geschichtsepoche niedersenkt, und an dem Katafalke beider flüstert die Nacht ihre rührenden Trauerpsalmen. Allein der Himmel wollte zugleich diesmal mit seinem Kometen den Deutschen ein Zeichen geben, daß sie einmal aufsehen von ihrer Actienerde, und einmal denken, statt zu speculiren, und inne werden, daß der ganze deutsche Bund und die vielen Tausende deutscher Censoren und deren Helfershelfer nicht im Stande sind, diesem ebensowenig „anständigen als wohlmeinenden" Ausrufungszeichen der Verwunderung am nächtlichen Firmamente, dieser lakoni-

ſchen, inhaltsſchweren Schrift, welche ganz Deutſchland gratis leſen kann, das Imprimatur zu verweigern oder gar das ganze Himmelsdebit deshalb zu verbieten, und darin liegt eine große Lehre für jede Nation, beſonders aber für die deutſche, die es am meiſten angeht!

Ueberhaupt verbindet ein ſo außerordentlicher Himmelsbotſchafter, wie ein Komet, mit ſeinem Hauptzwecke noch mehrere praktiſche, geheime Nebenzwecke, ganz ähnlich einigen unſerer großen Botſchafter und Diplomaten, deren Hauptzweck es eigentlich iſt, klug zu ſein, und die daneben auch noch dumm ſind.

So bedeutet der jetzige Komet einmal ein gutes Weinjahr. — Wenn nach hundert Jahren ein Fürſtencongreß beſchließt, die Ruinen der bairiſchen Walhalla und der Münchener Frohnveſte wieder auf Koſten des deutſchen Volks auszubauen zur Belebung des deutſchen Nationalbewußtſeins, dann wird abermals ein öſterreichiſcher Erzherzog in 1843r Johannisberger, aus dem Nachlaſſe des Fürſten Metternich, einen Toaſt ausbringen: „Kein Oeſterreich, kein Preußen, ſondern ein einiges Deutſchland!“ — und ſämmtliche anweſende Fürſten werden ob ſolcher Worte und ſolchen Weines ſehr gerührt ſein!

Zweitens bedeutet der jetzige Komet ein großes Unglück, das ſich in dieſem Jahre noch ereignen wird. Die Literariſche Zeitung und die Evangeliſche Kirchenzeitung

werden beide verboten werden, weil ſie ſich gegenſeitig als zu liberal denuncirt haben; die Staatszeitung aber wird aus Entſetzen über dieſen Vorfall eines plötzlichen Todes ſterben.*) Preußen wird unter ſothanen Umſtänden gar kein Blatt mehr, nicht einmal ein Feigenblatt beſitzen, um ſeine literariſche Blöße bedecken zu können, was doch für einen geſitteten, verſchämten Staat ein großes Unglück iſt.

Drittens bedeutet der Komet ein Unglück, das unſerm Staate in dieſem Jahre bereits widerfahren iſt, nämlich daß auch endlich unſere Poſtverwaltung einem gefährlichen Broſchürenkampfe ausgeſetzt worden. Dieſe Behauptung, daß ein literariſcher Angriff gegen das Poſtweſen ein allgemeines Nationalunglück ſein ſoll, klingt allerdings wunderbar paradox, und doch verhält ſich dieſes, wie folgt:

Ein guter Polizeiſtaat hat nämlich nicht bloß Sündenböcke, als da ſind: Schriftſteller, ſchlechte Preſſe, Rationalismus, Juden, hohle Theorieen u. dergl., welche ſolidariſch für die ganze Demoraliſation der Welt haften und leiden müſſen, ſondern auch Tugendböcke, welche in ihren hochpotenzirten Vorzügen die Tugend des ganzen Staats repräſentiren und ſich vor jeden Riß ſtellen müſ-

*) Dieſe Prophezeihung iſt theilweiſe ſchon in Erfüllung gegangen. Die Staatszeitung hat aufgehört, zu ſein; an ihre Stelle iſt die „Allgemeine Preußiſche Zeitung“ getreten. Indeß mutato nomine de te fabula narratur!

ſen, welcher dem kritiſch prüfenden Auge die Mängel und Schwächen der Staatsverfaſſung entdecken könnte. — Unſer Staat hatte früher zwei ſolche Tugendböcke: die Intelligenz und das Poſtweſen. Doch es muß ſeine guten Gründe haben, der Intelligenzbock iſt nun ſchon ſeit geraumer Zeit unter die Sündenböcke geſtoßen worden; wahrſcheinlich hat man entdeckt, daß die deutſche Intelligenz kein edler Zuchtmerino iſt, ſondern von den bürgerlichen Haidſchnucken der Lüneburger Haide abſtamme. Es blieb dem Staate daher nur noch ein Tugendbock, das Poſtweſen, übrig. Dieſer hat auch bisher das Seinige redlich geleiſtet, und daneben ſogar noch den ausgeſchiedenen Intelligenzbock reichlich erſetzt. Durch die Muſterhaftigkeit des preußiſchen Poſtweſens wurde bisher noch jeder den preußiſchen Zuſtänden gemachte Vorwurf entwaffnet und ſehr beſchämt. Sprachen ausländiſche oder deutſche Blätter von dem illiberalen Principe unſerer Adminiſtration, gleich wurde darauf geantwortet, daß aus wahrer Liberalität das Paſſagiergeld der Perſonenpoſt auf 5 Sgr. die Meile geſetzt wäre, und daß wöchentlich zweimal auch eine Poſt von Kreutzburg nach Zinten gehe. Hielt man ſich über Cenſur- und Preßbeſchränkungen auf, ſo wurde dagegen angeführt, daß in keinem andern Staate, wie in dem unſrigen, Beſchwerdebücher auf den Poſtſtationen ausliegen, in welchen der Reiſende frei und offen ſeine Wünſche und Klagen er-

gießen kann über schlechten Kaffee, ungeheizte Zimmer, grobe Dienstmädchen u. s. w., ohne daß die Censur auch das Geringste dagegen hätte, nur müßte er sich nicht erlauben, einen Antrag auf Aufhebung der Patrimonialgerichte oder auf Einführung von Reichsständen in das Beschwerdebuch einzutragen! Machte ein Schriftsteller seine bitteren Glossen über geistlichen und geistigen Gewissenszwang, gleich blies ein Postillon sein: „Schier dreißig Jahre bist du alt," und jeder unparteiische Hörer mußte gestehen, daß weder die sächsischen noch die bairischen Postillons so gut blasen, wie die preußischen. — Meinte Jemand, es ginge doch bei uns gar zu langsam mit dem Fortschritte, so wurde ihm darauf geantwortet, rascher als 40 Minuten die Meile ginge nirgends eine Schnellpost, und wer Extrapost mit Laufzettel nimmt, wird noch weit schneller expedirt. — Beschwerte sich Jemand über eine grobe Abfertigung, die ihm auf seine bescheidene Vorstellung von irgend einem hohen Staatsdiener geworden, so konnte man ihm auf der Stelle die Versicherung geben, daß den Conducteurs Höflichkeit und Zuvorkommenheit zur strengsten Pflicht gemacht sei, kurz, es gab keinen Vorwurf, keine Kritik inländischer Zu- und Mißstände, welche nicht das vollkommenste aller Postwesen wieder gut gemacht hätte. Wer soll aber in Zukunft die Vertheidigung des Status quo übernehmen, wie kann unser Staat noch ferner an der Spitze der Civilisation stehen,

wenn auch dem Tugendbocke des Poſtweſens durch Broſchüren die Anſprüche auf Vollkommenheit ſtreitig gemacht werden? —

Man ſieht alſo, daß in unſerer Zeit auch eine Flugſchrift ein Nationalunglück werden kann; an dem allem aber iſt der verhängnißvolle Komet Schuld, welcher eigends geſchickt wurde, um der Leiche eines armen deutſchen Jahrtauſends das Ehrengeleite zu geben.

Wir aber wollen uns von dem Kometen nicht beſcheinen laſſen. Sind wir auch nicht glückliche Erben des verblichenen Jahrtauſends, ſo wollen wir doch die Obſequien deſſelben feierlich begehen, und am offenen Grabe ein freies Wort über das freie Wort ſprechen! —

Freilich ſollte man erwarten, daß der Inhalt einer Trauerrede eine Verherrlichung des Todten ſein müßte und ein Beweinen unſres Verluſtes; allein wir wollen im Angeſichte des Grabes ehrlich ſein; wir haben keine Thränen für die dahingeſchiedene Zeit, die jetzt vor ihrem Richter ſteht; unſere zornige Wehmuth gilt nur unſrer Gegenwart! — Wir wollen es unſern deutſchen Philologen nachthun, unter denen es Männer gibt, welchen in unſrer kleinen Zeit der Geiſt des klaſſiſchen Alterthums noch etwas von der männlichen trotzigen Römertugend erhalten hat. Wie keine anderen Gelehrten haben unſere Philologen bisher noch alle gebotnen Freuden- und

Trauerfeste des Absolutismus feierlich begehen können, ohne vor ihrem Gewissen und ihren Mitbürgern als Heuchler zu erscheinen. — Wird z. B. in Scheerau ein Erbprinz geboren und es ergeht an alle Garnisonen, Kirchen, Schulen und Universitäten das Aufgebot der öffentlichen Freude, dann besteigt, während die Kanonen draußen donnern und die Truppen das Gewehr präsentiren und auf Commando dreimal Hurrah schreien, und die Kirchenglocken läuten und die Prediger auf den Kanzeln mit Bibelsprüchen darthun, daß nicht bloß Scheerau, sondern die ganze Menschheit Ursache hätte, über das freudige Ereigniß zu jubeln und „Hallelujah!" zu singen, dann besteigt in einem düstern, abgelegenen Schul- oder Universitätsgebäude ein Philolog sein Katheder und spricht: De Graecorum verbis mediis, passivis, deponentibus recte discernendis ac de deponentium usu, und thut somit seine amtliche Schuldigkeit ohne eine einzige geheuchelte Phrase über seine Lippen zu bringen. — Ist eine allgemeine Landesrührung bei Gelegenheit eines durchlauchtigen Geburtstags befohlen, dann besteigt abermals der Philolog das Katheder und spricht seine Freude über dieses Ereigniß in einer gelehrten Abhandlung über Optative aus, und denkt vielleicht gar dabei an andere sehr censurwidrige vaterländische Optative oder läßt seine Zuhörer daran denken. — Versetzt ein Fürst wie derjenige, welcher als Vater des

Vaterlandes ſeine Landeskinder einſt nach Amerika verkaufte, um ſeine Maitreſſen mit dem Gelderlös zu honoriren, durch ſeinen Tod den Hof in ſechsmonatliche und das Land in ſechswöchentliche Trauer, dann beſteigt der Philolog wiederum das Katheder in dem ſchwarz decorirten Auditorium maximum und ſpricht ſeinen Schmerz und das Beileid der ganzen gelehrten Republik in einer tiefen Auseinanderſetzung aus, was Homer eigentlich unter dem ἀσβεστος γελως μακαρεων θεων verſtanden! —

Man hat dieſe philologiſche Gelegenheits-Rhetorik oft als lächerlich und pedantiſch verſchrieen; aber man hätte ſie ehrenwerth finden ſollen. Denn in einer Zeit, in welcher die Wahrheit geächtet iſt, ſollte ſich wenigſtens kein Mund zur Lüge hergeben. Die Gewalt hat Mittel, die Wahrheit zu unterdrücken, aber keine, um die Lüge zu erzwingen! —

Statt daher dem Todten noch mit erheuchelter Trauer eine Lüge in's Jenſeits nachzurufen, richten wir am Grabe der entſchlafenen Zeit an unſre Gegenwart ein freies Wort über

das freie Wort.

Im Lande der Glücklichen, das ſehr weit von uns entfernt liegen ſoll, wird die Zeit nach der Linnéſchen Blumenuhr gemeſſen. — Mit jeder abgelaufenen Stunde

erwacht ein Pflanzengeschlecht aus seinem tiefen Schlafe, schlägt halb verschämt, halb traumselig (denn die Pflanzen sollen gar wunderbar selige Träume haben) die Blumenaugen auf, und klingelt mit den bunten, duftigen Glocken die Stunde aus. — Einen gar herrlichen Klang soll es abgeben, wenn sämmtliche Blumen ihre Kelche schütteln, um einen großen Frühlingsfesttag einzuläuten. — Allein nur die Feen aus dem Gefolge der Königin Mab und einige deutsche Gelehrte, welche das Gras wachsen hören, sind im Stande, die bezaubernden Melodieen des holden Blumenglockenspiels zu vernehmen und zu verstehn.

Wenn uns Deutschen die Zeit nach einer solchen Blumenuhr zugemessen würde und wir überhaupt in einem innigern Verkehre mit Blumen lebten; wenn die Lilien uns ihr keusches Liebesweh klagten, und die muthwilligen Rosen uns die Chronique scandaleuse der Blumenwelt vorplauderten, und jeden Morgen das Vergißmeinnicht mit seinen treuen rührenden Kinderaugen an unserm Bette stände, um uns zu fragen, wie wir geruht, und jeden Abend der lockere Jasmin uns eine „wohlschlafende Nacht" wünschte, wie auch der Blumenprovinzialismus mit unserm gleichlautet, dann verdient man nicht Deutscher zu sein, wenn man nicht unter sothanen Umständen wenigstens ein eben so ausgezeichneter, blumentraumzarter Lyriker wäre, wie Heinrich von

Oſterdingen; dann ſprächen und ſchrieben wir nur in duftigen Blumenräthſeln; die „Inländiſchen Zuſtände" unſrer Zeitungen wären dann ein orientaliſches Selam, aus welchem der Blumencenſor mit zarter Gärtnerhand nur einige ihm verdächtige Sinnpflanzen ausrupfte; dann wohnte der holde Blumenfriede in unſrer Bruſt, und Germanien wäre ſo ſelig als die frommen Wünſche der „guten Preſſe" es haben möchten. —

Allein leider iſt es uns Deutſchen nicht ſo gut geworden. Wir leben nicht im Lande der Glücklichen, ſondern in einem feuchten, kalten Zuchtgefängniſſe, in welchem unſrer Ungeduld die langſam ſchleichenden Stunden von der Normaluhr auf dem Frankfurter Bundescapitol zugemeſſen werden. Vor unſern vergitterten Fenſtern blüht in wuchernder Ueppigkeit die gendarmeriegrüne und carmoiſinblaue Polizeiflora, und bewacht uns mit ihren zärtlichen Blumenaugen. — Wer an dieſen holden Pflanzen zum zarten Gefühlslyriker werden kann, der mag's vor ſeinem Gwiſſen verantworten, und zur Erhaltung ſeiner dichteriſchen Harmloſigkeit um eine allerhöchſte Penſion einkommen. — Dem wahrhaften Dichter aber, der nicht erſt den Cenſor als Muſe anruft, wenn er den Zorn des Peliden ſingen will; in deſſen Bruſt die Freiheit eines Gottes lodert, während ſeine Arme mit den Feſſeln ſchmachvoller Knechtſchaft belaſtet ſind; der auf kahle Kerkermauern ſtößt, während ihm

die ganze Welt von Gottes- und Rechtswegen angehört; der jeden freien Menschen an die überquellende Brust drücken möchte und nur Knechte findet; — dem muthet nicht zu, daß er seinen Schmerz betäube in einem hohen Liede der Liebe, daß er sich selbst berauschend in das lyrische Wonnemeer der Schöpfung stürze und den klingenden Weltfrühling besinge, während alle Wunden der Menschheit an seinem Herzen bluten! —

Der Zorn, der wahrhafte Gotteszorn ist die höchste Weihe eines Dichters, an dem die Wundmahle einer schmachvollen, entwürdigten Gegenwart heißer brennen, als an der ganzen stumpfen und gefühllosen Menge; so wurde auch in der Zeit der Offenbarung der Prophet geweiht durch seinen heiligen Zorn über ein entartetes Volk! — Je reicher das Dichterherz an überströmender, begeisterter Liebe ist, die es der ganzen Menschheit offen entgegen trägt, desto reicher und grausamer ist auch sein Zorn über die Knechte und über die Herren. — So ist Apollo, der reichste unter den Göttern, auch der grausamste. — Möge daher die Aesthetik der Feigheit immerhin den politischen Dichter aus dem deutschen Bardenhaine vertreiben wollen; mögen die entmannten Sänger, welche in der Kapelle des heiligen römischen Reichs den schmeichelnden Sopran singen, entsetzt fliehen vor einem Dichter, der zugleich Mann ist; — die harte Hand eines Arbeiters aus dem Volke

wird einmal herzlich die Hand des Dichters drücken, der den Leiden und Hoffnungen, vor Allem aber dem Zorn des Volkes seine Begeisterung und seine Sprache geliehen, dem Manne des freien Wortes, und wahrlich, gegen einen solchen Händedruck schlichter, stummer Dankbarkeit hätte selbst der gefeierte Sänger am Hofe von Ferrara den fürstlichen Lorbeerkranz, dessen Gluth ihm das Gehirn versengte, mit Freuden austauschen dürfen. —

Doch nicht bloß gesungen werden soll das freie Wort von einzelnen kühnen Dichtern, es soll auch gesprochen werden von Männern, welche den Muth ihrer Ueberzeugung haben. Die Zeit, in welcher der Mensch denken darf, was er will, und was er denkt auch reden darf, würde nicht so selten sein, wie Tacitus sie seufzend darstellt, wenn die Menschen den Muth hätten — und gehört denn Muth dazu? — wenigstens soviel auszusprechen, als sie sich zu denken die Freiheit nehmen. Wie wenig Muthiges wird in Deutschland gesprochen und wie viel Kühnes wird nicht in Deutschland gedacht? Wenn das Gouvernement nur eine Ahnung davon hätte, würde es gleich die Landwehr einberufen und die Aufruhracte vorlesen lassen. Gibt's nicht manchen Deutschen, der täglich wie jener tollgewordene Berliner De-

magogenriecher im Begriff steht, sich selbst der Polizei als höchst gefährlich zu denunciren, weil er gewisse kühne Gedanken mit dem besten Willen von der Welt nicht wieder los werden kann? — Ja ist es nicht einem Mitgliede eines Provinziallandtages begegnet, daß ihm in einem unbewachten Augenblicke ein höchst staatsgefährlicher Gedanke wirklich losging? Er sprach nämlich in der Debatte über Einführung von Reichsständen mit kühner Logik plötzlich folgenden Satz aus: „Meine Herren! Allgemeine Reichsstände sind gewiß der Himmel auf Erden, da wir nun aber einmal den Himmel auf Erden nicht haben können, so stimme ich dafür, daß es beim Alten bleibe!“ Hätte Mirabeau kühner denken und sogar sprechen können, wenn er preußischer Landstand gewesen wäre? —

Das Wort bleibt bei uns immer Schuldner der Gedanken, und die Deutschen, die sonst für ihr Wort zu haften pflegen, sterben darüber weg, ohne an's Bezahlen zu denken. — Das freie Wort ist eigentlich ein Germanismus, der unsere Zustände auf eine betrübende Weise andern Nationen gegenüber charakterisirt. — Es wird dem Amerikaner nie einfallen, vom freien Worte zu sprechen, auch nicht dem Engländer, nicht dem Franzosen, nicht dem Lappländer, der sich einer der freisinnigsten Constitutionen, der norwegischen, erfreuen darf, nicht dem Spanier; nur wir arme Deutsche fangen jetzt

erſt an zu ſchwärmen, zu ſingen und zu reden vom freien Worte! — Muß das nicht andern Nationen eben ſo vorkommen, als ob wir Deutſche alle aſthmatiſch wären und daher für das freie Athemholen ſchwärmten und dichteten? —

Es mag vielleicht ſchon einmal irgend einem Chemiker eingefallen ſein, das Blut verſchiedener Nationen einer vergleichenden Analyſe zu unterwerfen, um daraus nicht bloß phyſiſche, ſondern auch ſehr wichtige moraliſche Schlüſſe zu ziehen; jedenfalls muß ſich im germaniſchen Blute eine bedeutende Quantität Eiſentheile mehr finden, als in jedem andern; wenigſtens ſoviel, daß jeder Nachkomme Teuts aus dem eignen Blute ſich den Flamberg ſchmieden laſſen könnte, mit welchem er den freien Rhein gegen die Franzoſen vertheidigt. — Von Tacitus bis über Jahn hinaus waren die Deutſchen ihrer eiſernen Fauſt, eiſernen Treue, eiſernen Keuſchheit, eiſernen Redlichkeit und ihres eiſernen Fleißes wegen hochberühmt, was alles ſehr ſchöne, brauchbare Eigenſchaften wären, wenn leider nicht auch die eiſerne Geduld dazu käme. Geduld iſt die Tugend der Engel und der Schwachen; die Deutſchen aber ſind weder Engel, ſonſt würden ihnen nicht ihre frommen Superintendenten ſonntäglich ſo viele Sünden vorhalten können, noch ſind ſie ſchwach, wie ſchon ihr enormer Eiſengehalt an ſich ſelbſt beweist. — Ja wir müſſen

noch weiter gehen, wir müssen leider behaupten, daß Geduld bei Nationen der Moloch ist, welchem sie ihre eigne Freiheit schnöde opfern. — Deutschland soll eine Faust's-Natur haben, es hat Philosophie, Juristerei und Medicin und leider auch Theologie studirt; aber es ist unserm Deutschlande auch nicht eher zu helfen, als bis es wie Faust endlich seiner Geduld flucht, mag ein Gott oder ein Teufel es dazu bringen! —

„Geduld überwindet Alles," so lautet eine kalligraphische Vorschrift, welche angehende Deutsche in den Schulen nachmalen lernen, und es mag etwas Wahres daran sein. Man kann mit Geduld überwinden heftige Zahnschmerzen, die Staatszeitung sogar, die Schubertsche, die Seekrankheit, eine fünfviertelstündige Traupredigt und eine fünfactige Tragödie mit Vor- und Nachspiel, im Manuscript von einem guten Freunde vorgelesen; aber auch nicht die kleinste Institution des Status quo ist durch Geduld zu überwinden. Ein einziger unbedeutender Censor z. B. hält die himmelschreiende Geduld von den 70,000 Einwohnern einer geistig ihm unterworfenen Stadt aus, und es thut ihm kein Finger danach weh, als höchstens der Schreibfinger, den er zum Streichen gebraucht. — Das freie muthige Wort ist das sicherste Mittel, sich dem entnervenden Einflüsse der Geduld zu entziehen und diese ganz und gar mit der Zeit einem bessern Genius weichen zu machen.

Uebrigens ist die deutsche Geduld gar nicht so phlegmatisch, als daß sie nicht in Kammern und in Schriften für sich plädiren sollte; sie ist sogar für den politischen Fortschritt, nur für den besonnenen, langsamen. So bemerken die Männer der Fortschrittsgeduld ganz richtig, daß wir Deutsche in einem Jahrtausend weiter gekommen sind, als die Chinesen in den 80,000 Jahren ihrer Geschichte. Ich weiß nicht, ob China mit zum deutschen Bunde gehört, in welchem Falle diese Bemerkung die Beleidigung eines deutschen Bundesstaates involvirte; aber wahr ist sie. Die Chinesen tragen noch immer einen Zopf, wir aber haben ihn schon nach der Schlacht von Jena verloren. Die Chinesen dürften ihn indeß auch bald ablegen, da sie in der neuesten Zeit auch ihr Jena gehabt. — Doch während in China jetzt die Opiumfrage beigelegt ist, fängt sie bei uns erst in ihrer ganzen Zudringlichkeit an, nur in einem etwas umgekehrten Verhältnisse. Bei uns wollen die Mandarinen ihr politisches wie literarisches Opium der Civilisation gewaltsam aufdringen, darum halten sie auch alle Häfen der Journalistik und Literatur mit ihren Scheerenflotten blockirt, und mehrere Literaturschiffe, die unter der Flagge des Fortschrittes segelten, sind bereits von ihnen in den Grund gebohrt worden.

Daß das freie, ungefesselte Wort, als Attribut des

Republikanismus, bei den vorsichtigen Kopfschüttlern auch gehörig verdächtigt werde, dafür sorgt schon die Scribentenpolitik des historischen Rückschritts. — Schweift einmal ein sehnsüchtiger deutscher Blick hinüber nach Westen über den Ocean, allwo ein jugendlich frischer Staatenverband auf den Principien des natürlichen Rechts herrlich gedeiht, gleich werden wir nach den südlichen Sklavenstaaten verwiesen, oder ein deutscher Reichspublicist führt uns einen nach dem Lynchgesetze getheerten und befiederten Menschen vor zum abschreckenden Beispiele. Allein sind wir nicht alle moralisch getheert und befiedert, daß wir uns in diesem schmachvollen Zustande vor andern Nationen kaum noch sehen lassen können? — Ist ein einziger Censurstrich nicht brutaler, als alle Auswüchse des Lynchgesetzes? nicht für ein intelligentes Volk schmerzhafter, als alle Hiebe, die in den Sklavenstaaten ausgetheilt werden?

Auch „die gute Sache" ist ein Stichwort des sogenannten langsamen Fortschritts. Der guten Sache wegen wollen wir schweigen und es ruhig ansehen, wie eine Zeitung nach der andern unterdrückt wird, weil sie auf der Seite des Volks und des Rechts standen; der guten Sache wegen wollen wir's abwarten, bis noch mehr Jugendlehrer verjagt werden, weil sie nach ihrem Gewissen und nach ihrer Ueberzeugung, nicht wie Heuchler, lehrten; der guten Sache

wegen wollen wir nie eine Wahrheit ganz sagen, sondern nur zu Dreiviertel mittheilen, oder zur Hälfte, oder lieber gar nicht, und unser ganzes Leben lang unter Vormundschaft bleiben; denn wenn wir etwas sagen, so schaden wir der guten Sache u. s. w.

Diese Leute mit ihrer „guten Sache" erinnern an jenen Mann, der ein paar schwarzseidene Strümpfe verlor, im Intelligenzblatte aber blaue wollene anzeigte, weil er glaubte, daß der ehrliche Finder diese um so eher an ihre Adresse wiederbringen würde.

Eine halbe Wahrheit ist eine ganze Lüge, wie Schweigen zur Zeit, in welcher Reden Pflicht ist.

Ist unser Vaterland noch nicht reif, sich der Schmach der bevormundenden Administration zu entziehen, so muß es doch reif zur Sprache sein, oder unser einziger Nationalstolz auf deutsche Intelligenz und deutsches Ideenleben ist eine Lüge. — Der ist ein Verräther an seiner Gegenwart, der nicht, so lange er kann, protestirt gegen die Schande feudaler Hörigkeit, die von besoldeten oder bornirten Lobrednern und Augendienern gepriesen und gefördert wird. Wir dürfen es nicht mehr für eine Kühnheit halten, ein freies, rücksichtsloses Wort zu hören, wir wollen es nicht für eine Kühnheit halten, es auszusprechen.

Es ist an der Zeit, daß das Wort nicht länger zurückbleibt hinter der Ueberzeugung, daß Jeder offen und

rückſichtslos ſeinen Theil an der Freiheit beanſprucht. In einer ſolchen Zeit, in welcher die Sprache eine ſcharfe, ſchneidige Waffe ſein ſoll, muß ſie auch würdig und männlich geführt werden. — Wir wollen ſie ablegen, die gothiſchen Sprachſchnörkel, welche der Macht gegenüber unſere Forderungen zu Wünſchen, die Wünſche zu Bitten, und die Bitten zu Betteleien degradiren. — Die Sprache ſoll, wie der Menſch, dem ſie angehört, aufrecht gehen und den Himmel anſchauen!

Wir wollen ſie ablegen, dieſe ſchlaue Diplomatie, mit welcher wir uns in unſer vorenthaltenes, verbrieftes Recht einzuſchmuggeln ſuchen, ſtatt es am hellen Tage offen zu fordern!

Ein Volk oder deſſen Vertreter dürfen der Diplomatie gegenüber nicht diplomatiſiren, einmal, weil die Maſſe immer zu ungeſchickt iſt zum feinen Spiele gegen den Einzelnen, und zweitens, weil es ihrer nicht würdig iſt!

Ueber eine andere unwürdige Handhabung der Sprache äußerte ſich ſchon vor fünfzig Jahren ein berühmter deutſcher Schriftſteller, wie folgt:

„Man erhebt bei freien politiſchen Unterſuchungen jetzt wieder ein Geträtſch, wie man es ſchon ehemals bei religiöſen trieb, über exoteriſche und eſoteriſche Wahrheiten, d. h. — denn du ſollſt es nicht verſtehen, unſtudirtes Publikum, d'rum werden ſie ſich wohl hüten,

es deutsch zu sagen — d. h. also: von Wahrheiten, die ein Jeder wissen kann, weil eben nicht viel Tröstliches daraus folgt, und von andern Wahrheiten, die, leider! eben so wahr sind, von denen aber Niemand wissen soll, daß sie wahr sind. — Siehe, liebes Publikum, so spielen deine Lieblinge mit dir, und du freuest dich in kindlicher Unbefangenheit über die Brosamen, die sie dir von ihrer reichbesetzten Tafel zufließen lassen. Traue ihnen nicht; das, worüber du eine so herzliche Freude hast, ist nur das Exoterische; das Esoterische solltest du erst sehen, aber das ist nicht für dich."

„Das ist auch eine von euern alten Untugenden, feige Seelen, daß ihr uns mit einer geheimnißvollen Miene ins Ohr flüstert, was ihr aufgespürt habt: aber, aber — setzt ihr hinzu, und macht ein kluges Gesicht, daß es ja nicht weiter auskommt, Frau Gevatterin! — Das ist nicht männlich; was der Mann redet, mag Jeder wissen."

„Die allgemeine Verbreitung der Wahrheit, die unsern Geist erhebt und veredelt, die uns über unsre Rechte und Pflichten unterrichtet, die uns die besten Wege auffinden lehrt, wie wir die erstern behaupten, und die Erfüllung der zweiten recht fruchtbar für das menschliche Geschlecht machen können, sollte schädliche Folgen haben? Vielleicht für diejenigen, welche uns auf immer in der Thierheit erhalten möchten, damit sie uns

auf immer ihr Joch auflegen und zu ihrer Zeit uns ſchlachten können? Und welche denn auch für ſie, als etwa die, daß ſie dann ein andres Handwerk ergreifen müßten? Fürchtet ihr dies als ein Unglück? Nun freilich, darin ſind wir mit euch nicht einig, wir fürchten dies Unglück nicht."

Der Mann, welcher dieſe Worte geſchrieben, war Profeſſor der Philoſophie und hieß Johann Gottlieb Fichte; das Buch aber, welches gegenwärtig faſt verſchollen iſt, da es von deutſchen Regierungen im Stillen beſeitigt wurde, iſt betitelt: „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution". — Wir könnten aus dieſem Buche auch unſre Zeit verſtehen lernen.

Das deutſche Jahrtauſend wird jetzt in's Grab geſenkt, und am Grabe, das uns daran erinnern ſollte, daß wir Staub ſind und zum Staube zurückkehren, beleben ſich die geſunkenen Hoffnungen für die Zukunft unſres Vaterlandes. — Iſt doch jede Todtenfeier einer Geſchichtsepoche auch ein Jubelfeſt! Neben jedem Sarg einer heimgegangenen Zeit ſteht zugleich auch eine Wiege, aus welcher eine neue Zeit, als hoffnungsvolles Kindlein, freundlich das junge Leben anlächelt.

Und wir dürfen hoffen! — Es dämmert wieder

in unſerm Oſten. Im Angeſichte der jenſeitigen Koſaken und ihres Hettmanns haben die Vertreter unſerer Provinz ein männlich warmes Wort geſprochen gegen die entwürdigende Knechtſchaft der Preſſe, gegen Pfafferei, heimliche, lichtſcheue Inquiſition unſerer Rechtspflege und gegen die Ungleichheit vor dem Geſetze. — Sie fordern das Licht, und es muß ihnen werden! — Hätten unſre Vertreter jenes heilige, verpfändete Recht des Jahres 1815, wie ſie's durften und mußten, ebenſo männlich und offen gefordert, anſtatt dasſelbe in die Livrée kleiner, diplomatiſcher Rückſicht zu ſtecken, ſo hätte man die ganze Wirkſamkeit dieſer Verſammlung eine That des ſelbſtbewußten politiſchen Fortſchritts mit Recht nennen können! — Doch die für das freie Wort geforderte Freiheit wird in Zukunft auch jede Livrée der Sprache ächten! — Das Wort wird dann mit dem Siegel der Freiheit auch den Stolz der Freiheit tragen.

Unſre politiſchen Charwochen werden zu Ende gehen, und Deutſchland wird ſein Oſterfeſt feiern!

Noten.

I. Eine wunderbare Novelle aus der neuesten Zeit.

S. 6. Wer weiß, ob nicht irgend ein neues Strafgesetzbuch ꝛc.
§. 172. „Angriffe auf die Ehre verstorbener Mitglieder des Königlichen Hauses sind mit Gefängnißstrafe oder Strafarbeit bis zu zwei Jahren zu ahnden."
Vergl. Entwurf des Strafgesetzbuches für die Preußischen Staaten.

S. 10. Der §. 20 des Entwurfs. „Von dem Verbote der Ehe von Personen, welche wegen Ehebruch geschieden worden, mit den Theilnehmern des Ehebruchs, findet fernerhin keine Dispensation Statt."

S. 23. Officieller Vertheidiger der Ehe. §. 4. „Das Ehegericht hat zur Einleitung der Instruction eines jeden Eheprocesses aus seinen Mitgliedern einen Vertheidiger der Ehe zu bestellen, welcher in diesem Processe als Richter ausscheidet." —

S. 25. Nur Vulkan hat nach §. 10 des Entwurfs ꝛc.
§. 10. Der Ehebruch ist im Wege des Criminalverfahrens von dem competenten Criminalgerichte zu untersuchen und zu bestrafen u. s. w.

S. 25. §. 12. „Der Ehebruch wird an jedem der beiden Ehebrecher, wenn er von einem Ehemann mit einer ledigen Weibsperson verübt worden, mit sechswöchentlichem bis dreimonatlichem Gefängnisse, wenn er aber von einer Ehefrau mit einer ledigen Mannsperson begangen worden, mit drei- bis sechsmonatlicher Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungsstrafe, und wenn beide

Ehebrecher verheirathet waren, mit sechsmonatlicher bis einjähriger Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungsstrafe geahndet werden." —

S. 29. Officiell gezogene Demarcationslinie. Am Tage, an welchem diese Vorlesung gehalten wurde (den 8. März), enthielt die Hartungsche Königsberger Zeitung folgendes Inserat: „(Eingesendet). Es ist wohl erforderlich, daß einseitige Stimmen sich nicht mehr als Organe der öffentlichen Meinung kund geben und unter dem Rubro „Inländische Zustände" dictatorisch laut werden. Sie haben bisher nur diesen Firmen — und dem Scheine gesetzlicher Befugniß und höhern Beifalls, theilweisen Anklang zu verdanken; diesen theilweisen Anklang aber wieder so dargestellt, als ob die Mehrzahl, wo nicht ganz Altpreußen, eines Sinnes mit ihnen wäre. — — Diese Art des Auftretens ist indessen trüglich und übervortheilend — denn nicht auf dem ersten Platze einer privilegirten Zeitung, nicht unter der Aegide königlicher Embleme — sondern hinter der Demarcations-Linie, welche die neue Zeitungsordnung gezogen und die gleichsam Sonne und Wind redlich scheidet, ist der Tummelplatz der irrenden und fahrenden Parteimänner; da mögen sie streiten, ihre diversen Ansichten und Entwürfe austauschen, sich begegnen und gegenüber stellen, doch nie vergessen, daß die Macht der Entscheidung und des rechtskräftigen Urtheils nur allein dem erhabenen königlichen Kampfrichter zusteht, der von Gott- und Rechtswegen dazu berufen ist." Vergleiche Königsberger (Hartungsche) Zeitung No. 57. 1843.

S. 32. §. 6. „Die Ehegatten haben alle Instructionstermine in Ehesachen persönlich abzuwarten, und es findet deren Vertretung durch Bevollmächtigte nur in solchen

Terminen Statt, in welchen nicht wesentlich mit ihnen zu verhandeln ist, z. B. bei Zeugenverhören."

S. 33. §. 16. „Wegen lebens- und gesundheitsgefährlicher Mißhandlungen, wegen beharrlicher Trunksucht und wegen Mangels an Unterhalt der Frau, veranlaßt durch Verbrechen und Ausschweifungen des Mannes, soll nicht sofort auf Ehescheidung, sondern zuvor auf ein- bis zweijährige Trennung von Tisch und Bett erkannt werden. Während dieser Trennung besteht das Eheband mit seinen Verpflichtungen, jedoch mit Ausnahme des Zusammenlebens der Ehegatten. Von solchen Trennungsurteln ist den betreffenden Geistlichen Nachricht zu geben, damit sie während der Trennung die Sühne zu versuchen fortfahren" ꝛc. —

S. 33. §. 10 und 12. Vergleiche oben Note zu S. 25.

S. 33. Die Hinweisung auf das strengste Amtsgeheimniß hat doch den Entwurf über das Ehescheidungsgesetz nicht vor Veröffentlichung schützen können. Die Rheinische Zeitung theilte zuerst das Actenstück mit, welches man nur seit dem J. 1840 nicht für eine Mystification zu halten sich geneigt fühlen durfte. Demjenigen, der die Pflicht gegen sein Vaterland für heiliger erachtete, als den Parolebefehl seines Bureauchefs, und den amtsgeheimen Gesetzentwurf der Kritik wie dem Proteste der öffentlichen Meinung hingegeben, gebührt der Dank seines Volks. — Ob der später geführte Todesstoß gegen die Rheinische Zeitung nicht vorzüglich in der Veröffentlichung des besprochenen Gesetzentwurfs seine amtsgeheimen Motive gefunden, mögen unsre Cabinetspsychologen entscheiden.

II. Zur neuesten Geschichte der Caricatur.

S. 43. Geheime Berichterstatter. Die geheimen Berichte, welche vor einiger Zeit, besonders aus Kö-

nigsberg und der Provinz über die politische Stimmung und Phänomene Ostpreußens nach Berlin gingen, und die doch nicht ganz geheim gehalten werden konnten, enthielten des Abenteuerlichen so viel, als nur die Berliner aufgeregte Maßregelphantasie zu verdauen im Stande war. Wer sollte es glauben, daß man in Berlin einmal alles Ernstes davon sprach, daß die Bevölkerung Ostpreußens den Herrn v. Spön zum Herzoge ihrer im Abfalle begriffenen Provinz erwählen wollte? u. drgl. Unsinn mehr? — Der Herr von Arnim hat jüngst in einem Rundschreiben das Institut einer geheimen preußischen Polizei auf's Entschiedenste desavouirt. Wir selbst haben nie an eine organisirte und als solche besoldete geheime Polizei im gewöhnlichen Wortsinne geglaubt. Und bedarf Preußen derselben auch? — Sind nicht die meisten officiell vertraulichen Mittheilungen der detachirten subalternen Militär- und Civilbeamten an ihre Chefs und von deren Bureaux aus weiter bis zu den höchsten und allerhöchsten Stellen der dienstfertigsten geheimen Auffpüreret so ähnlich, wie ein rother Adlerorden 4ter Classe dem andern? — Kann es ferner in Abrede gestellt werden, daß den Bürgermeistern der kleinen Provincialstädte jüngst officiell befohlen wurde, in gewissen Zeitabschnitten an die höhern Behörden ein Verzeichniß der namhaftesten Bürger ihrer Stadt mit Bemerkungen über deren politische Gesinnungen einzureichen? — Sind endlich die geheimen Militär- und Civilconduitenlisten etwas Anderes, als systematische geheime Denunciationen, Verdächtigungen u. drgl., deren Opfer die Angeschuldigten so häufig werden, ohne von ihrem Ankläger oder ihrem Richter, ja nur von dem ihnen zur Last gelegten Vergehen etwas zu erfahren? — Man kann der Wahr-

heit die Ehre geben, wenn man behauptet, daß der bei weitem größere Theil der preußischen Beamten aus Ehrenmännern besteht, welche jede heimliche Angeberei und was dahin gehört mit Indignation verabscheuen; allein von diesen werden es viele zu ihrem Bedauern nicht in Abrede stellen können, daß sie gezwungen sind, wenigstens am grünen Tische mit manchem Collegen zu sitzen, von dem sie notorisch wissen, daß er entweder in bornirtem Diensteifer den „Spion wider Willen", oder aus berechneter Augendienerei den selbstbewußten Angeber und geheimen Correspondenzler macht.

S. 58. „Der Sänger einer Friedensstimme aus Ostpreußen." Bald nachdem der neue Oberpräsident Böttticher als Nachfolger des Herrn v. Spön seine Residenz auf dem Schlosse zu Königsberg bezogen, erschien in der Königsberger Zeitung ein Aufsatz: „Friedensstimme aus Ostpreußen," welcher so reich an hohlen, officiellen Berlinismen war, und der eine solche Unkunde der ostpreußischen Parteizustände verrieth, daß man mit Recht vermuthen mußte, der Verfasser wäre ein eben eingewanderter „Hochgestellter," der zu seinen übrigen hohen Titeln sich durch seine Friedensstimme noch den eines Friedensfürsten von Ostpreußen erwerben wollte. — Da der Verfasser jener „Friedensstimme" wahrscheinlich identisch mit dem Staatsmanne ist, welcher die ungeheure Entdeckung machte, daß der ganze ostpreußische Liberalismus nur von dreizehn Königsberger Schriftstellern gemacht und getragen würde, und diese wichtige Entdeckung sogleich zur Beruhigung nach Berlin berichtete, so zweifeln wir nicht daran, daß es ihm gelingen wird, nach Vernichtung jener ominösen Dreizehn der Pacificator Ostpreußens zu werden, auch ohne daß er nöthig hätte, seine matte Friedensstimme noch einmal anzustrengen.

S. 60. „Das neuentdeckte latente Licht.“ Der geniale Physiker Professor Moser in Königsberg ist durch die Entdeckung Daguerre's auf wissenschaftlichem Wege zu dem wunderbaren Phänomen des latenten Lichtes geführt worden. Vergl. die vor Kurzem über diesen Gegenstand erschienene Broschüre: „Ueber das Licht von Ludwig Moser. Königsberg 1843. Bei H. L. Voigt. —

S. 65. „Ob er sich **von, auf** oder **in** schreibe.“ Unter der Regierung des Oberpräsidenten Böttticher erschien zum ersten Male ein officielles Verzeichniß der zum jüngsten Landtage (März 1843) einberufenen Mitglieder, in welchem eine neue Präpositionshierarchie, zur Beförderung der ständischen Gliederung, eingeführt war. Die adelichen Abgeordneten nämlich, selbst wenn sie nur eine kölnische Besitzung hatten, oder Vertreter des dritten Standes waren, wurden mit der Präposition „auf“ in Verhältniß zu ihrem Gute gebracht, während die bürgerlichen Abgeordneten, selbst als Rittergutsbesitzer und Deputirte des ersten Standes, sich mit der Präposition „in“ begnügen mußten. Diese Distinction des Herrn Böttticher, die um so uneigennütziger genannt werden darf, als er selbst bürgerlich ist, fand jedoch bei den bürgerlichen Landständen und auch bei mehrern Adelichen nicht die dankbarste Anerkennung, und er war daher am Ende genöthigt, den energischen Reclamationen gegenüber, durch keineswegs sehr diplomatische Ausflüchte die aufgestellten Präpositions-Kategorien öffentlich wieder zu desavouiren.

S. 72. „Geheime Clauseln.“ Alle bewilligten Scheinfreiheiten werden gewöhnlich von geheimen Instructionen begleitet, welche als Sauvegarde die zarten Schaugerichte vor jeder derben Berührung (in der of-

ficiellen Sprache „Mißbrauch“ genannt) schützen müssen. Auch die Zwanzig-Bogen-Freiheit steht unter dem Schutze einer solchen geheimen Eskorte. Es leuchtet ein, daß unter solchen Umständen die Censur noch immer der illusorischen Zwanzig-Bogen-Freiheit vorzuziehen ist.

S. 73. „Civilteufel,“ „literarisches Kriegsgesetz.“ Durch Erlaß des Kriegsministers von Boyen (d. d. Berlin 11. Mai 1842) die schriftstellerische Thätigkeit der Officiere betreffend, ist den militärischen Schriftstellern der schädliche Genuß der Censurfreiheit von Werken über 20 Bogen auf's Bestimmteste untersagt worden. —

III. Die neuesten Abentener des Freiherrn v. Münchhausen.

S. 86. Man hat in dem Professor von Salamanka die Schilderung eines bekannten und beliebten Professors der Philosophie in Königsberg finden wollen, welcher am Krönungsfeste der preußischen Monarchie (18. Januar) in der deutschen Gesellschaft eine öffentliche Vorlesung: „Ueber den Begriff der politischen Partei“, gehalten und diese Vorlesung drucken ließ. Obgleich mir daher diese Schilderung als eine „Persönlichkeit“, wie man sie nannte, von den zahlreichen Freunden des Professors sehr verübelt und von meinen Feinden als willkommner Angriffsvorwand gegen mich benutzt wurde, ja, obgleich ich selbst die liebenswürdige Humanität jenes Mannes anerkennen muß, so nehme ich dennoch keinen Anstand, hier zu erklären, daß, wenn der Professor wirklich in meiner Schilderung zu finden, er auch mit derselben gemeint sei, so wie jeder deutsche Professor, auf welchen dieselbe ganz oder theilweise anwendbar gefunden werden sollte. — In einer Zeit, in welcher die brutale

Gewalt auf's Entschiedenste sich gegen die Berechtigung des Geistes erklärt hat, ist es nicht genug, liberal gesinnt zu sein, man muß auch den Muth haben, diese Gesinnung unumwunden auszusprechen und für sie ehrlich und offen in die Schranken zu treten, sowohl parceque als quoique. — Vor allem dürfen wir dieses von Männern fordern, welchen die geistige und sittliche Pflege (und ist das nicht zugleich die politische?) der deutschen Jugend anvertraut ist, und die als Priester der Wissenschaft um so unverhohlener ihre Indignation über die Eingriffe der Polizei in's Gebiet der Intelligenz aussprechen sollten! — Besser ist jedenfalls gänzliches Schweigen, als jenes behagliche, geistreiche und doch so pedantische Kokettiren mit der Exegese liberaler Phänomene, welche dem doctrinärsten juste milieu, ja sogar dem entschiedenen Servilismus die willkommenste Gelegenheit bietet, auf eine harmlose Weise auch liberal zu thun, ganz abgesehen davon, daß es nicht würdig ist, für das indifferente Philisterium gewissermaßen den Ciceronen zu machen, welcher die einzelnen Erscheinungen aus dem heißen Kampfe der Gegenwart zu männiglichem Nutzen und Vergnügen erklärt, anstatt selbst die Waffe in die Hand zu nehmen und dreinzuschlagen. Freilich nennt man das ein „über allen Parteien Stehen!"

Anerkennend muß ich's hier zugleich mittheilen, daß derselbe Königsberger Professor, den man meiner Schilderung unterlegen wollte, kurz nachdem diese Vorlesung gehalten, am Kantsfeste (welches jährlich am Geburtstage des gefeierten Philosophen begangen wird) einen braven, kräftigen Toast ausbrachte, in Gegenwart vieler hochgestellten Prälaten von der Kirche des heiligen Status quo. — Sehr lieb wäre

es mir, wenn meine Leser recht bald keinen deutschen Professor mehr auftreiben könnten, auf den meine Schilderung anwendbar wäre.

Für den literarisch gebildeten Leser ist es kaum wohl noch nöthig zu bemerken, daß das Verhältniß des Professors zum Freiherrn von Münchhausen durchaus nur den dichterischen Anknüpfungspunkt bildet, so wie, daß nicht jeder gebrauchte Ausdruck im strengsten Wortsinne für die Wirklichkeit aufzufassen ist.

S. 88. „Das politische Glaubensbekenntniß eines spanischen Grauden.“ Mißdeutungen, welche diese Stelle in Königsberg erfahren, veranlassen mich, hier zu erklären, daß mir das politische Glaubensbekenntniß des Freiherrn von Harthausen vorschwebte. Vergl. Rosenkranz Königsberger Skizzen. Vorrede.

S. 104. „Die That der Gerechtigkeit, die mich erlöste“ u. s. w. Dr. Jacoby ersuchte den Königsberger Criminalsenat um Abschrift des ausführlich motivirten Urtheils, durch welches die zweite Instanz des Kammergerichts ihn freigesprochen. Der Criminalsenat erkannte ihm einstimmig auch eine solche Abschrift zu. Durch Intervention des Chefpräsidenten jedoch wurde das besagte Collegium gezwungen (????) sein Votum wieder zurückzunehmen, da Se. Excellenz der Herr Justizminister erst um seine Meinung angefragt werden müsse. Bekannt ist es, daß Se. Excellenz, ohne Rücksicht auf die Entscheidung des Königsberger Criminalsenats, sich peremtorisch dagegen erklärte, daß dem Freigesprochenen die Urtheilsabschrift in extenso mitgetheilt werde. Freilich hätte dieses Actenstück, in welchem die zweite Instanz des Kammergerichts das Urtel der ersten mit scharfer Kritik beleuchtet, ein für Preußen verbotenes Buch abgeben können. — Andre wunderbare Umstände,

welche dies, die Stellung der preußischen Gerichtshöfe so prägnant bezeichnende Factum begleiteten, wird Dr. Jacoby, der sich über dies Verfahren mit einer Beschwerde gegen den Minister an den König gewandt, wohl in Zukunft selbst veröffentlichen. —

S. 107. „Colloquium . . . . Gewissensinquisition." — So wurde dem Divisionsprediger Dr. Rupp in Königsberg vom Ministerium Eichhorn befohlen, in einem Colloquium mit dem Königsberger Generalsuperintendenten sich über seine bekannte Schrift: („Ueber den christlichen Staat") zu rechtfertigen.

S. 107. Daß die Erzählung vom Assessor ohne Gehalt auf einem wahren Factum beruht, dürfte wohl allgemein bekannt sein.

S. 109. „Bürgerlich farbige Eintrittskarte." Die Eintrittskarten für die zum Hofmaskenfeste eingeladenen Bürger hatten eine besondere Farbe, welche zugleich den Saal bezeichnete, den zu betreten ihnen erlaubt war. Die Karten für Einen hohen Adel waren weiß und berechtigten zum Eintritt in den weißen Saal, allwo allein, wie die Sage amtsgeheim lautet, warm soupirt wurde. — Bei dem am verwichenen Pfingsten auf dem Schlosse zu Marienburg stattgefundenen Musikfeste, welches Se. Majestät mit Allerhöchst Ihrem Besuche beglückten, war der Hof durch eine quer durch den Saal gezogene Schnur von dem übrigen Publikum getrennt. —

IV. Zur Leichenfeier ꝛc.

S. 115. „Das erste Jahrtausend des **deutschen Reichs.**" Freilich wurde das deutsche Reich schon im Jahre 1806 aus dem Dienste entlassen, und lebt seit der Zeit als pensionirtes deutsches Reich in Frankfurt a. M. Allein um ein Jubiläum begehen zu

können, verzeiht man einem deutschen Schriftsteller auch gern einen Anachronismus.

S. 129. ff. „Welchen in unsrer kleinen Zeit der Geist des klassischen Alterthums“ ꝛc. Bei der Schilderung der deutschen Philologen schwebte mir ein hochberühmter Professor der Philologie aus Königsberg vor; ein gesinnungstüchtiger Ehrenmann, der es wahrlich nicht verdient hat, daß ihm zu seinem Professortitel noch der eines königl. preußischen geheimen Rathes angeheftet wurde.

S. 136. „M. H. Allgemeine Reichsstände ꝛc.“ Diese Rede eines preußischen Provincialstandes, der auch den Grafentitel mit Mirabeau gemein hat, ist buchstäblich wahr. Zur Belohnung für solche glänzende Rhetorik ist der Sprecher vor Kurzem zum Oberregierungsrathe avancirt.

Stanford University Libraries
3 6105 017 512 745

können, verzeiht man einem deutschen Schriftsteller auch gern einen Anachronismus.

S. 129. ff. „Welchen in unsrer kleinen Zeit der Geist des klassischen Alterthums“ ꝛc. Bei der Schilderung der deutschen Philologen schwebte mir ein hochberühmter Professor der Philologie aus Königsberg vor; ein gesinnungstüchtiger Ehrenmann, der es wahrlich nicht verdient hat, daß ihm zu seinem Professortitel noch der eines königl. preußischen geheimen Rathes angeheftet wurde.

S. 136. „M. H. Allgemeine Reichsstände ꝛc.“ Diese Rede eines preußischen Provincialstandes, der auch den Grafentitel mit Mirabeau gemein hat, ist buchstäblich wahr. Zur Belohnung für solche glänzende Rhetorik ist der Sprecher vor Kurzem zum Oberregierungsrathe avancirt.

Stanford University Libraries
3 6105 017 512 745